



September 1962 · Nur für Betriebsangehörige



WERK und WIR
HOESCH AKTIENGESELLSCHAFT

9

1962

L7147E



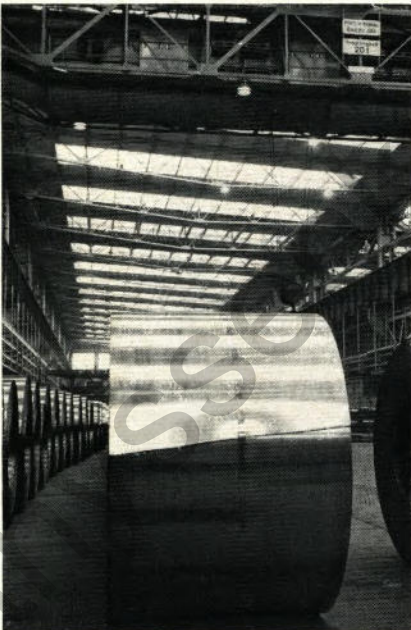
*Warum stehen sie davor?
Ist nicht Türe da und Tor?
Kommen sie getrost herein,
Sollen wohl willkommen sein.*

GOETHE

20 000 besuchen Hoesch - Jahr für Jahr!



Titelseite: Mit besonderer Sorgfalt müssen die für den Export nach Übersee bestimmten Bleche wetterfest verpackt werden. Bei dieser Arbeit in der Halle 15 des Kaltwalzwerkes der Westfalenhütte sehen wir auf unserem Bilde Otto Wrobel, links, und Lothar Zimmermann.



Rückseite: In langer Reihe warten in unserem Kaltwalzwerk die Bandringe, die im Durchschnitt ein Gewicht von zehn Tonnen haben, darauf, zu Verpackungsblechen ausgewalzt zu werden. Die Westfalenhütte liefert 20 v.H. des in der Bundesrepublik benötigten Verpackungsbleches, mit dem wir uns in diesem Heft beschäftigen.

Einem Unternehmen wie Hoesch – das wissen und beachten wir – erwachsen neben seinen wirtschaftlichen Aufgaben auch viele andere Verpflichtungen, die uns die Größe des Unternehmens und seine Stellung in der Wirtschaft und in der Gesellschaft aufgeben. Als eine dieser Aufgaben betrachten wir es, unsere Werkstore interessierten Besuchern aus aller Welt weit offen zu halten; wir haben uns dieser Aufgabe stets mit allem Ernst und voller Bereitschaft angenommen. So konnten und können wir fast in jedem Heft unserer Werkzeitung unseren Lesern Besuchergruppen aus aller Welt, aus dem Inlande und aus dem Auslande, in Bild und Wort vorstellen – seien es Politiker oder Wissenschaftler, Techniker oder Kaufleute, Vertreter von Berufs- oder Wirtschaftsverbänden oder von Gewerkschaften, Studenten oder Schüler mit ihren Lehrern und Professoren, Geistliche oder Bundeswehrangehörige und viele andere mehr.

Mancher unserer Mitarbeiter, der diesen Besuchern, ausgerüstet mit den vorgeschriebenen weißen Helmen, in unseren Betrieben begegnet, wird staunend hören, daß wir im Laufe eines Jahres mehr als 20000 Besucher aufnehmen und führen. Diese Besucher – Menschen unterschiedlichster Ausbildung und Denkart – verfolgen in den Betrieben der Westfalenhütte und in den Betrieben der Weiterverarbeitung den Weg des Stahls vom Hochofen bis zum Fertigerzeugnis oder erleben auf unseren Schachtanlagen den Abbau der Kohle; sie besichtigen unsere Ausbildungsstätten, lernen die Entwicklung unseres Unternehmens, seine Struktur und seine Stellung im Rahmen unserer Wirtschaft und Gesellschaft, unsere Fertigungen und unsere Erzeugnisse kennen und unterrichten sich in offener Aussprache mit uns über die vielfältigen wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben und über die Probleme unseres Unternehmens, insbesondere auch über Fragen unserer Betriebsverfassung. Unzählige zustimmende Briefe zeigen uns, daß wir damit auf dem richtigen Wege sind und daß alle diese Besucher, die keineswegs in geschäftlicher Verbindung zu uns zu stehen brauchen, dankbar anerkennen, daß sie solcherart offene Türen bei uns finden; für die allermeisten ist ein gut vorbereiteter und liebevoll durchgeführter Besuch – sei es auf der Zeche, sei es im Hüttenwerk oder in welchem Betrieb auch immer – ein Erlebnis, das lebenslang anhält und Verständnis und Aufgeschlossenheit weckt für die uns alle bewegenden wirtschaftlichen und sozialen Fragen.

Darum nehmen wir gern die Mühe und den Aufwand auf uns, die dieser Besucherstrom mit sich bringt, weil wir überzeugt sind, daß wir damit eine wichtige und nicht zu unterschätzende gesellschaftspolitische Aufgabe erfüllen: Unsere Besucher machen sich und wir machen sie vertraut mit den Gegebenheiten und den Notwendigkeiten unserer industriellen Arbeitswelt, in der zu leben und die fort und fort zu entwickeln nun einmal unser aller gemeinsames Schicksal ist.

Wir möchten diese kurze Betrachtung jedoch nicht schließen, ohne allen denen zu danken, die uns helfen, unsere Besucher und Gäste zu betreuen, nicht zuletzt aber auch allen Belegschaftsmitgliedern, die während und trotz ihrer harten Arbeit neugierige Blicke freundlich ertragen und wißbegierig-neugierige Fragen bereitwillig beantworten.

Inhalt

- 319 Scherenlinie der Breitbandstraße
- 322 252 erfüllte Hoffnungen
- 325 Dr. Wohlgemuth zum 50. Geburtstag
- 326 In Hoesch-Bleichen verpackt
- 328 95 Jahre „Glückauf 1867“
- 334 Bild des Monats
- 335 Wie die andern leben ■
- 338 Das Wissen wächst, die Wahrheit wird weniger ■
- 340 passiert – notiert – fotografiert
- 341 50 Jahre bei uns
- 342 Die Marienkirche in Dortmund
- 344 Aus einem Dortmunder Skizzenbuch
- 346 Wir malen und zeichnen ■
- 350 Jubilare
- 351 Fotowettbewerb



Hoesch AG Bergbau Essen-Altenessen



Hoesch AG Westfalenhütte Dortmund



Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg



Hoesch AG Rohrwerke Hilstrup



Schmiedag Aktiengesellschaft Hagen i. Westf.



Maschinenfabrik Deutschland AG Dortmund



Trierer Walzwerk Aktiengesellschaft
Wuppertal-Langerfeld



Becke-Prinz GmbH Dortmund



Dörken Aktiengesellschaft Gevelsberg



Schwinn Aktiengesellschaft Homburg/Saar

Schwinn S.à r.l.Hénin-Liétard (Pas-de-Calais)



Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH
Oberdollendorf a. Rhein



Dortmunder Drahtseilwerke GmbH Dortmund



Hoesch Hammerwerk
Ruegenberg GmbH Olpe i. W.



Dortmunder Plastik GmbH Dortmund



Hoesch Bergbautechnik GmbH Dortmund



Werk Federstahl Kassel



Hoesch Eisenhandel mbH Dortmund

Claasen, Muth & Co. GmbH Bremen



Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH Essen



Schiffswerft und Maschinenfabrik
Mainz-Gustavsburg GmbH



Hoesch Düngerhandel GmbH Dortmund



Hoesch Export GmbH Dortmund

Hoesch Export GmbH Oficina de Madrid

Hoesch Export GmbH Bureau Bruxelles



Hoesch Argentina S.A. Industrial y Comercial
Buenos Aires



Hoesch Limited London



Hoesch Italiana Mailand



American Hoesch Inc. New York



Hoesch France S.à r.l. Paris

Industriewerte AG Dortmund

Gesamtbelegschaft 50000



Genauigkeit ist Trumpf

Die Scherenlinie der Breitbandstraße

Schnell und genau arbeitet die Scherenlinie, die am 1. August 1961 in der örtlichen Halle der Breitbandstraße der Westfalenhütte in Betrieb genommen wurde. Mit dieser Anlage erfüllt die Westfalenhütte die Wünsche aller Kunden, die genau rechtwinklige und gut gerichtete Bleche von ebenso genau eingehaltener Länge und Breite verlangen.

Was ist eine Scherenlinie?

Diese Scherenlinie besteht aus mehreren, hintereinander angeordneten Maschinen und Scheren, die durch Transportrollen und Bänder verbunden sind, so daß in einem vollautomatischen Arbeitsvorgang das Band in Ringen angeliefert, entrollt, besäumt, geschnitten oder geschlitzt, gerichtet und gestapelt wird. Während dieser Bearbeitung hat sich das Blech

über 90 Meter – die Gesamtlänge der Scherenlinie – bewegt.

Nur wenigen Menschen begegnen wir, wenn wir das stählerne Band auf seinem Wege begleiten – und bei der hohen Fahrgeschwindigkeit müssen wir schon „lange Beine“ machen. Die Anlage wird von wenigen Facharbeitern an den einzelnen Maschinen und aus zwei Steuerständen gefahren.

Breites Produktionsprogramm

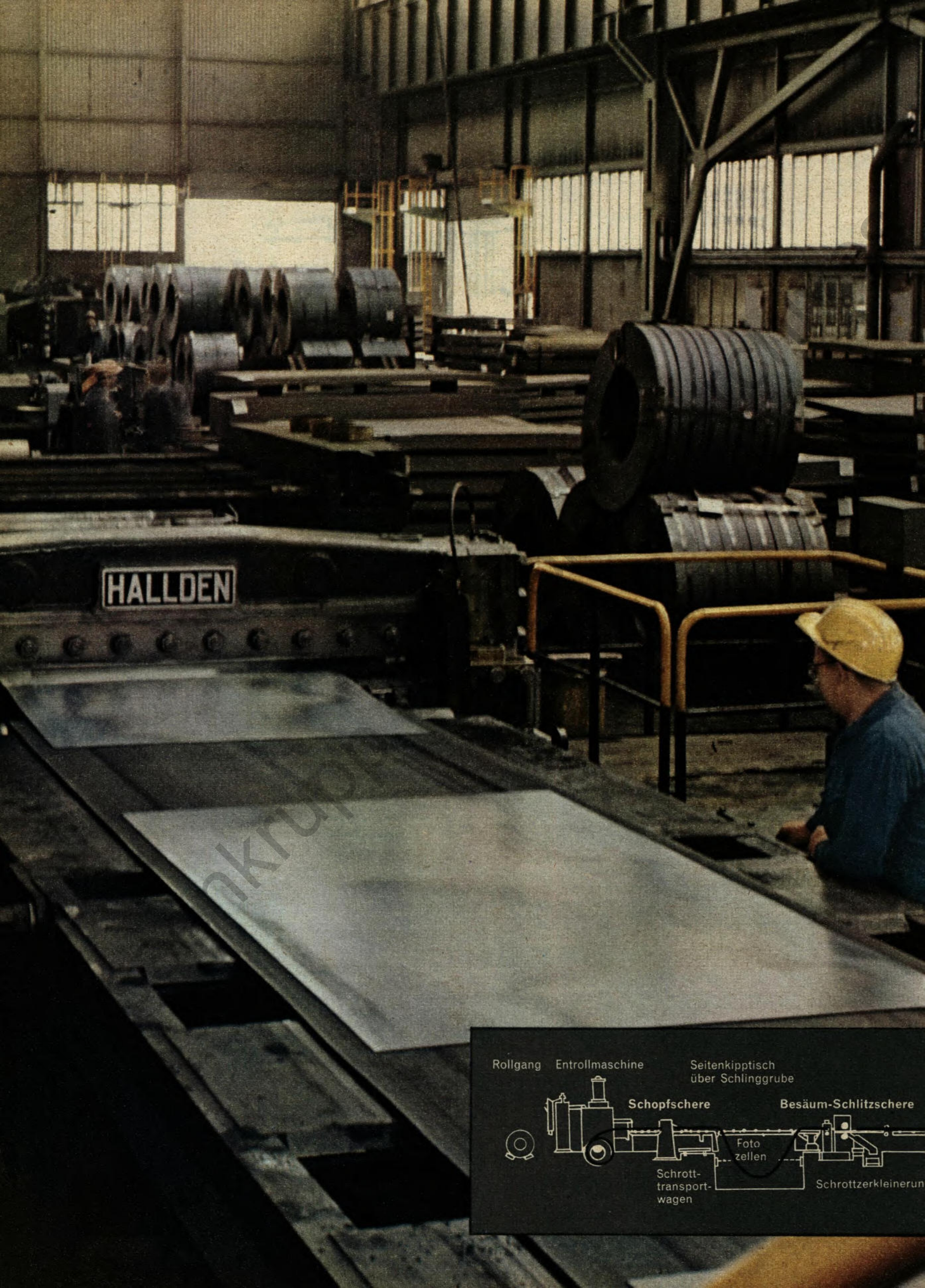
Die auf der Breitbandstraße gewalzten Bandringe haben ein Gewicht bis zu 12,5 Tonnen, erreichen eine Bandlänge bis zu 600 Metern, sind zwischen 1,25 Millimeter und 6,35 Millimeter stark und 550 Millimeter bis 1550 Millimeter breit. Die größtmögliche Dicke des zu bearbeitenden Bandes gab der Anlage auch die Bezeichnung „¼-Zoll-Scherenlinie“. Geschnitten werden die Bleche in einer Länge von ein bis 7,5 Metern. Dabei arbeitet die Schere mit einer Genauigkeit, die nur die geringe Toleranz in der Länge von 0,79 Millimeter zuläßt. Das ist ein Höchstmaß an Präzision. Hier müssen wir noch einflchten, daß auch Riffel- und Tränen-

▲ Hier fällt unser Blick auf den östlichen Teil der Halle mit der Scherenlinie. Von der Entrollmaschine im Hintergrund gleitet das Band über Rollen bis zur Halldenschere und der Richtmaschine im Vordergrund. Auf dem Transportband sehen wir deutlich, wie die geschnittenen Platten getrennt weitergezogen werden. Rechts im Bild die gestapelten Bleche, dahinter warten schon die Waggons der Bundesbahn

bleche, das sind Bleche mit Oberflächenprofil bis zu sechs Millimeter Grundstärke, geschnitten und gerichtet werden.

Aus Ringen werden Platten

Verfolgen wir nun den Ring, der eben den Zubringer mit seinen V-förmig angeordneten Leitrollen verlassen hat und in die Entrollmaschine gekippt wird. Wie von Geisterhand bewegt greift von oben der Ringöffner zu und biegt die vordere Zunge des Bandes ab, damit sie von den Rollen des Treibapparates der Entrollmaschine gefaßt werden kann. Das unregelmäßig geformte Ende des Coils, die Zunge, wird gleich darauf von der Schopfschere abgeschnitten. Kurz danach hängt das



HALLDEN

Rollgang Entrollmaschine

Seitenkipptisch
über Schlinggrube

Schopfschere

Besäum-Schlitzschere



Schrott-
transport-
wagen

Schrottzerkleinerung

► Hier in der Entrollmaschine beginnt der Weg des Ringes über die Scherenlinie. Die Zunge des eingekippten Coils ist eben von dem inzwischen wieder hochgeschwenkten Ringöffner in den Treibapparat gebogen worden, und schon wartet rechts der nächste Ring auf den Leitrollen

Band in einer schachtartigen Vertiefung als Schlinge durch; Fotozellen überwachen hier das Band, damit es immer gleichmäßig durchhängt. Spannt es sich oder hängt es zu tief durch, reguliert die Fotomechanik die Geschwindigkeit des laufenden Bandes.

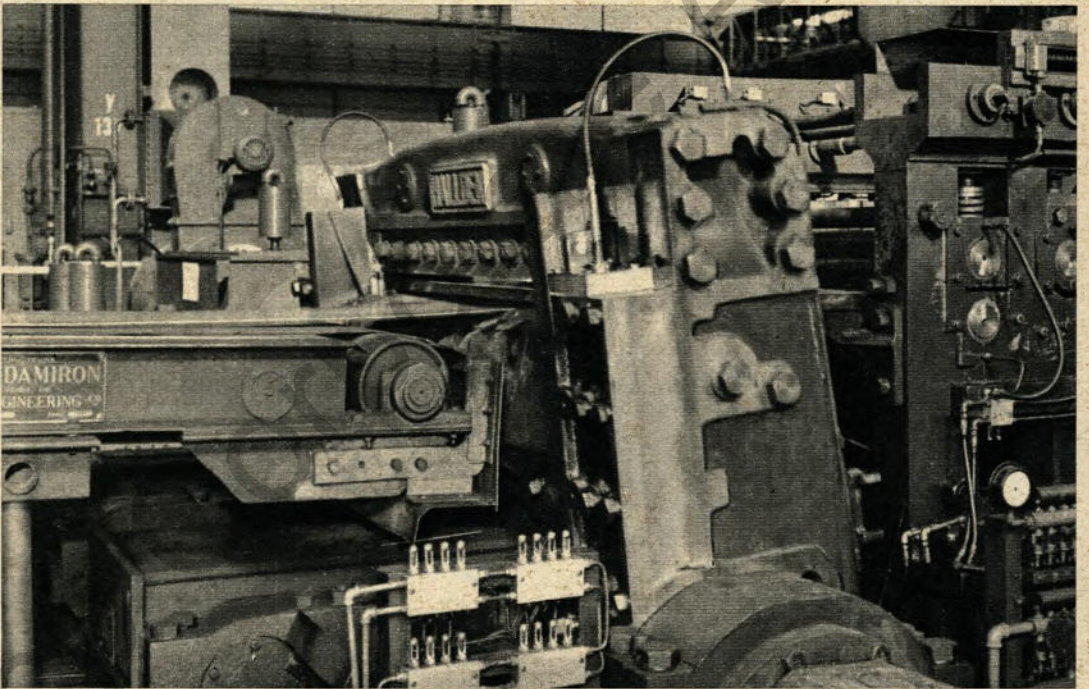
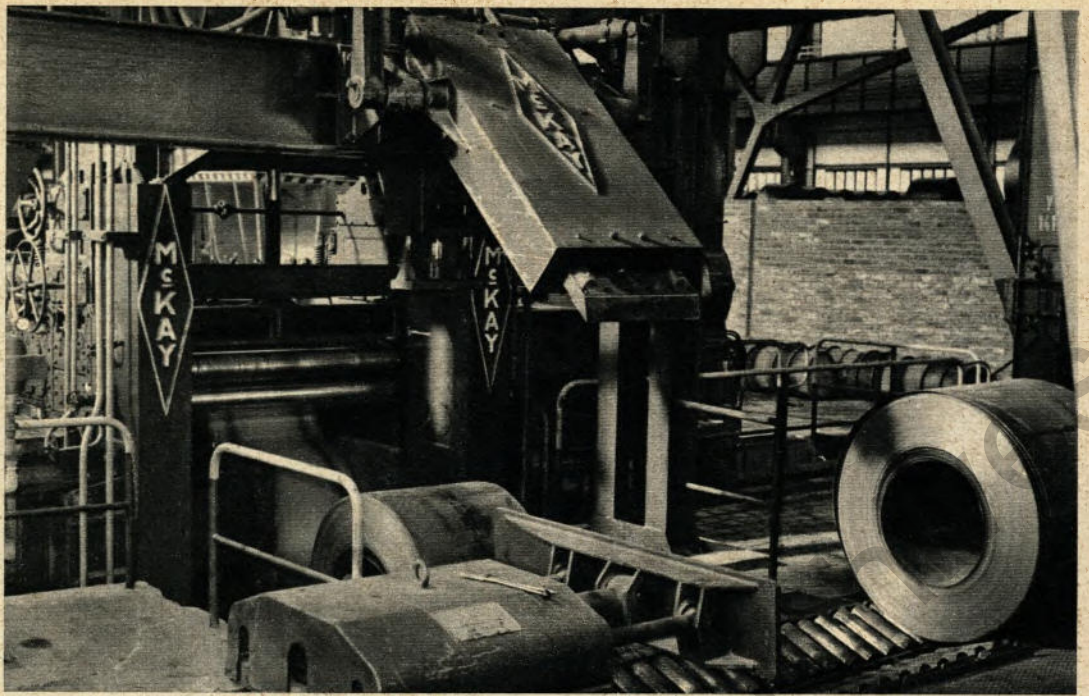
Jetzt wartet die nächste Schere: die Besäum- oder Schlitzschere. Sie besäumt die Bänder an den Seiten und schneidet sie auf die gewünschte Breite. Über einen zweiten Schlingentisch läuft das Band zur Schwingschere, die, nach dem amerikanischen Konstrukteur, auch Halldenschere genannt wird. Fünfzehn Tonnen schwer ist ihr Messerkopf, und doch bewegt er sich scheinbar spielerisch. Der Bandgeschwindigkeit angepaßt geht das Messer mit und schlägt zu, wenn die geforderte Länge durchgeglitten ist. Das kann je nach Blechlänge nach dem ersten Hub des Scherenkopfes geschehen oder erst nach dem zweiten, vierten oder achten Hub. Die einmal eingerichtete Automatik braucht von dem Mann an der Schalttafel nur noch Überwacht zu werden.

Hinter der Schwingschere gleiten die Bleche auf noch schneller laufende Transportbänder, so daß zwischen den geschnittenen Blechen ein Zwischenraum entsteht. Sodann werden die Bleche in einer Richtmaschine gerichtet. Zwei Richtmaschinen stehen hintereinander, eine für Bleche bis zu drei Millimetern Stärke, die zweite für Bleche über drei Millimeter Stärke. Endlich nimmt der Stapler die Bleche auf und häuft Pakete, die ein Gewicht bis zu 25 Tonnen erreichen können. Vorher hat ein zweiter Stapler die Bleche der sogenannten zweiten Wahl, das sind Bleche mit Unterlängen oder Fehlern in der Oberfläche, ausgesondert.

Säumen – schneiden – schlitten

Nun noch ein Wort zum schon erwähnten „Schlitten“. Auf der Scherenlinie werden die Ringe nämlich auch geschlitten, das heißt: ein Ring wird in mehrere Ringe oder Streifen verschiedener Breiten zerteilt. Die Zahl der Streifen richtet sich nach der Blechstärke. Bei einer Stärke von zwei Millimeter können vierzehn Streifen und bei einer Stärke von 6,35 Millimeter bis zu drei Streifen geschlitten werden. Für diesen Arbeitsvorgang wird die Besäum- schere durch die Schlitzschere ausgewechselt.

◀ Gerhard Jakisch, Blechprüfer an der Scherenlinie der Breitbandstraße, beobachtet die Schwingschere und die eben geschnittenen Bleche, die von dem ab hier schneller laufenden Band weitergezogen werden

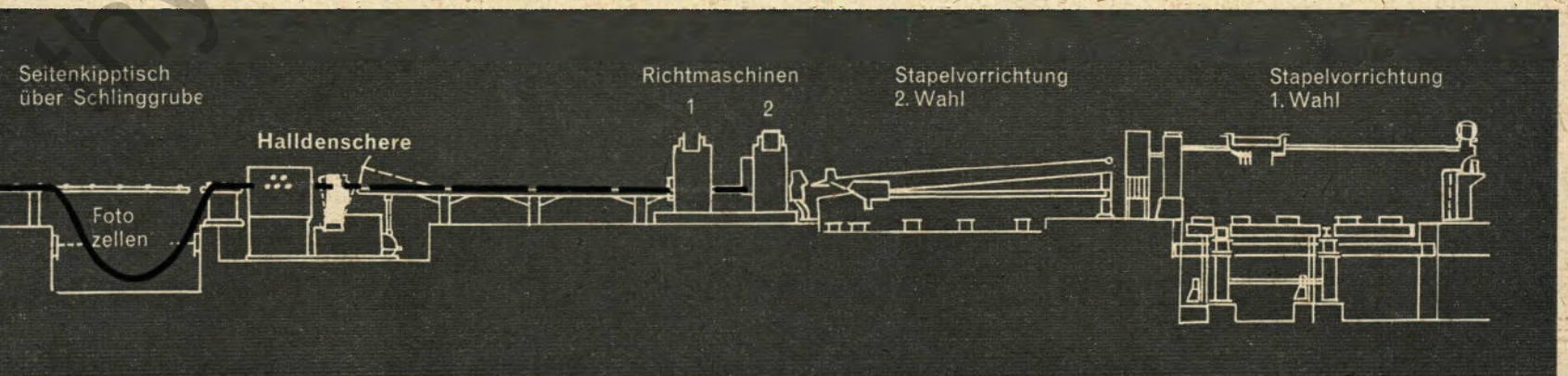


Hinter der Schere laufen die Streifen in einer Geschwindigkeit bis zu 110 Meter in der Minute auf einen Haspel. Beim Schlitten arbeitet die Anlage also nur von der Entrollmaschine bis zum Haspel hinter der Schlitzschere, während der übrige Teil steht.

Entlang der Scherenlinie türmen sich mehr als mannshoch die Stapel der Platten. Hinter ihnen verschwinden fast die Waggon der Bundesbahn, die zum Abtransport in der weiträumigen Halle bereitstehen und auf denen die Bleche von der Westfalenhütte ihren Weg zu den Kunden nehmen.

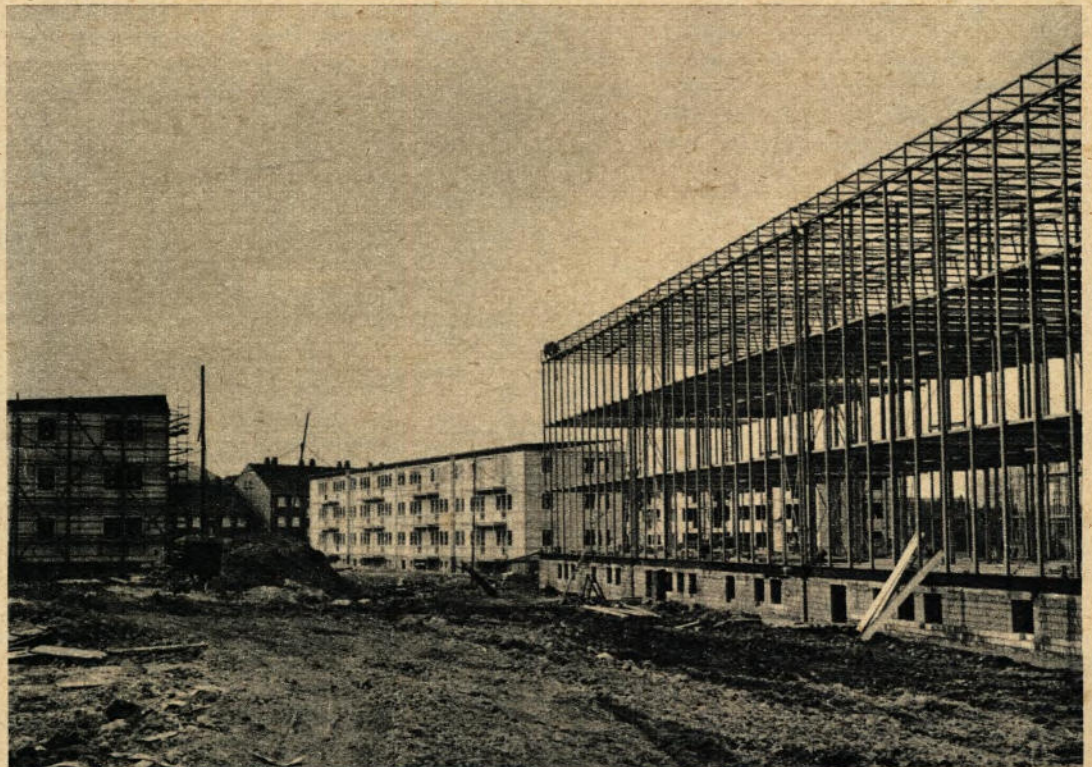
▲ So also sieht eine Schwingschere aus! In der Bildmitte links sieht man das nach links durchlaufende Band, von dem im nächsten Augenblick wieder ein Blech abgeschnitten wird. Das etwas geneigte Mittelstück der Maschine ist der schwere Messerkopf, der sich nach dem Rhythmus der unten liegenden Doppellexcenter und entsprechend der Bandgeschwindigkeit hebt und schwenkt

▼ Um unseren Lesern einen möglichst deutlichen Überblick über den Arbeitsablauf innerhalb der Scherenlinie zu geben, sind in dieser schematischen Zeichnung die einzelnen Maschinen und Scheren aufgeführt und gekennzeichnet





*Diese beiden Bilder sollen
einen Eindruck von der neuen Siedlung
vermitteln, die in Altenessen
an der Bischoffstraße entsteht und
252 Familien eine neue Heimat bietet.
Die Siedlung ist in der Hoesch-
Fertigbauweise errichtet,
über die wir demnächst ausführlicher
berichten werden*



erfüllte Hoffnungen

Die neue Siedlung an der Bischoffstraße

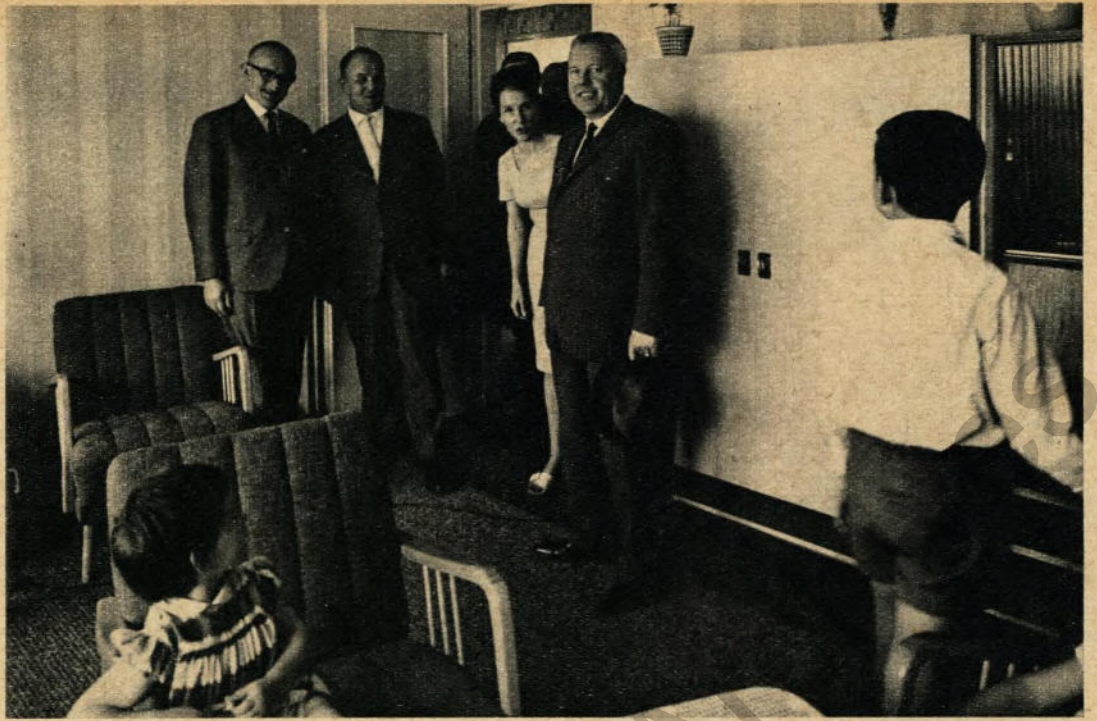
So froh wie am Morgen des 8. Juni 1962 war die Familie Leistner schon lange nicht mehr aufgewacht. Die letzte Nacht in der bedrückenden Enge der alten „Wohnung“ lag hinter ihnen. Keine Träne weinten sie den beiden Einzelzimmern nach, in denen sich Vater, Mutter und Kinder seit Jahr und Tag fast nur im Wege gestanden hatten. Glücklich folgten sie dem Möbelwagen zu ihrer neuen Wohnung, zum ersten bezugsfertigen Wohnblock der neuen Hoesch-Siedlung in der Altenessener Bischoffstraße.

Es war ein großer Augenblick, als Vater Leistner – er ist als Grubenschlosser bei Fritz-Heinrich beschäftigt – die Wohnungstür aufschloß. Doch dann blieb den Leistners für feierliche Gefühle keine Zeit mehr. Sie mußten den Möbelpackern angeben, wo die Betten und Schränke, die Sessel und Tische hingehörten. Sie mußten rücken und schieben, nageln und bohren, auf Leitern hinauf und in den Keller hinab. Und als endlich alles seinen Platz gefunden hatte und der größte Schmutz beseitigt war, war es später Abend geworden und an der Zeit, mit einem kleinen Rundgang durch die neue Wohnung den ereignisreichen Tag zu beschließen.

1 Am 18. Juli 1962 fanden sich viele Gäste zu einer Besichtigung in der neuen Siedlung ein. Auf unserem Bilde versammeln sie sich vor einem der fertigen Wohnblocks, in denen als letzte Handwerker die Anstreicher ihre Arbeit getan haben und vor denen jetzt bald die Möbelwagen stehen werden

2 Interessiert betrachten die Besucher einen der gerade im Rohbau fertigen Wohnblocks: V.l.n.r. Bergassessor a.D. Paul Schulte-Borberg vom Vorstand der Hoesch AG, Heinz Warm und Alfred Hampel von unserem Büro für Fertighausbauweise, Bergassessor a.D. Dr. Gustav Wilde, Direktor der Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur, Karl-Heinz Luhmann, Geschäftsführer der Westfalia, Gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaft mbH., und Martin Reimann vom Vorstand der Trierer Walzwerk AG





1

1 Gern zeigten die frischgebackenen Mieter den Besuchern ihre Wohnungen. Auf unserem Bild führt Frau Kuhnert Bergassessor a. D. Paul Schulte-Borberg (rechts), Helmut Turck, den Vorsitzenden des Gemeinschaftsausschusses aller Hoesch-Betriebsräte (links neben Frau Kuhnert), und Hans Senkel, Beiratsmitglied der Hoesch AG Bergbau, in ihr neu eingerichtetes Wohnzimmer



2

2 Nach der Besichtigung trafen sich die Besucher zu einer eingehenden Aussprache. Auf unserem Foto sehen wir in der vorderen Reihe v. l. n. r.: Dr. Heinrich Höhle vom Direktorium der Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg, Dipl.-Ing. Rudolf Schorr, Betriebsdirektor der Hoesch AG Rohrwerke, Bergassessor a. D. Paul Schulte-Borberg und Julius Nischik, stellvertretender Vorsitzender des Beirates der Hoesch AG Bergbau. In der rückwärtigen Reihe sitzen v. l. n. r.: Gerhard Elkmann vom Vorstand der Hoesch AG, Martin Reimann, Dr. Max Ludwig Rohde vom Beirat der Hoesch AG Bergbau, Dr. Willy Ochel, Hellmut Hansen, Dipl.-Kfm. Josef Kirchesch vom Direktorium der Hoesch AG Bergbau und Dr. Erich Wilhelm Schulte vom Vorstand der Hoesch AG



3

3 Dr. Paul Hans Weimar, der Geschäftsführer unserer Wohnungsbaugesellschaft Heim und Scholle, hielt bei dieser Zusammenkunft einen Vortrag über die Hoesch-Fertigbauweise, den wir demnächst veröffentlichen werden. Links neben Dr. Weimar Dr. Harald Koch, rechts neben ihm Dipl.-Ing. Walter Dirks von unserem Büro für Fertighausbauweise und weiter die Betriebsratsvorsitzenden Fritz Steckel und Wilhelm Kühl vom Bauhof Carl und Paul Tenhagen von der Schachtanlage Fritz-Heinrich

Genauso sehnsüchtig wie die Leistners haben gewiß auch die anderen 23 Familien, die um die gleiche Zeit übersiedelten, auf den Tag des Umzugs gewartet; auf diesen glücklichen Tag, der bis zum Jahresende noch weiteren 218 Familien bevorsteht.

Die Freude und die Erleichterung dieser Menschen sollen am Anfang unseres Berichtes stehen, denn 252 erfüllte Hoffnungen bedeuten unendlich viel, wenn sie auch nicht mit dem Zollstock gemessen werden können.

42 Häuser in Hoesch-Fertigbauweise

Doch über unsere neue Siedlung an der Altenessener Bischoffstraße ist noch viel mehr zu sagen, als daß sie etwa 1000 Menschen ein menschenwürdiges Zuhause bietet. Ihre Bauweise unterscheidet sie grundsätzlich von allem, was wir an den Baustellen unserer Städte zu sehen gewohnt sind: sie ist nämlich in der Hoesch-Fertigbauweise errichtet, der eine langjährige Entwicklungsarbeit zugrunde liegt. Dies und viele weitere wichtige Einzelheiten erfuhren wir, als Dr. Harald Koch vom Vorstand der Hoesch AG – er ist auch Vorsitzender des Aufsichtsrates der Wohnungsbaugesellschaft Heim und Scholle – zahlreiche Gäste zu einer ersten Besichtigung der neuen Siedlung und zu einem Gespräch über die Hoesch-Fertigbauweise eingeladen hatte.

Zu den Besuchern gehörten der Beirat der Hoesch AG Bergbau und die Aufsichtsräte unserer beiden Wohnungsbaugesellschaften, der Vorstand der Hoesch AG und das Direktorium der Hoesch AG Bergbau, der geschäftsführende Ausschuß des Gemeinschaftsausschusses aller Hoesch-Betriebsräte und die Betriebsratsvorsitzenden der Schachtanlagen. Als sich die Gäste am Spätnachmittag des 18. Juli 1962 in der neuen Siedlung einfanden, hatte sogar Petrus ein Einsehen: Über den Fördertürmen der nahen Schachtanlage Fritz Heinrich riß die düstere Juliwolkendecke auf. Freundlicher Sonnenschein legte sich über die Siedlung, die, einem Blatt vergleichbar, von einer geschwungenen Straße als Hauptrippe durchzogen wird, von der sechs Wege wie Adern zu beiden Seiten abzweigen. An diesen Adern liegen zwölf dreigeschossige Wohnblocks. Zwischen den Hausreihen, die in sorgsam aufeinander abgestimmten Farben gestrichen sind, ist Raum für weite Rasenflächen, so daß kein Strahl der im Revier so sparsamen Sonne verlorengeht und viel Grün den Augen Ruhe und Erholung schenkt.

Die Gäste besichtigten drei Wohnblocks

Dr. Weimar, der Geschäftsführer von Heim und Scholle, bat die Gäste, drei Wohnblocks zu besichtigen: einen, der gerade im Rohbau fertig war, einen zweiten, in dem bereits die Anstreicher erwartet wurden und endlich den bereits fertiggestellten und kurz zuvor bezogenen Block 5.

Interessiert betrachteten die Besucher das Stahlskelett des Blocks 12. Es besteht wie das aller anderen Häuser aus Stahlleichtprofilen

von den Hohenlimburger Walzwerken, die feuerverzinkt und damit vor Rost geschützt sind. Das stählerne Fachwerk war zum Teil schon von großen, auf beiden Seiten fertig verputzten Bauplatten gefüllt, von denen vier für eine Zimmerhöhe ausreichen. Eine fertige Montagewand, die alle Installationen enthält, verband die Küche mit dem Badezimmer. Im nahezu fertigen Block 6 waren die Innenwände aus vorgefertigten raumhohen Gipsplatten zu sehen. Die gut schließenden Türen schwebten in Stahlrahmen, und Heizkörper ohne Öfen verriet, daß alle Wohnungen fernbeheizt werden. Die Haustüren waren aus Platal gefertigt, das auch für die eigenwilligen, das Gesicht der Siedlung stark bestimmenden Dächer verwendet wurde. Im Block 5 endlich hießen frischbackene Mieter die wissensdurstigen Besucher freundlich willkommen. Sie führten sie durch die Wohnungen, die in zwei Größen mit $3\frac{1}{2}$ oder $2\frac{1}{2}$ Zimmern gebaut sind und 64 oder 53 Quadratmeter Wohnraum bedecken. Immer wieder machten die Mieter darauf aufmerksam, wie wohl sie sich in der neuen Wohnung fühlten und wie erstaunlich schalldicht die Wände seien.

Dank an die Mitarbeiter

Nach dieser Besichtigung, die über die Güte und Zweckmäßigkeit der neuen Bauweise kaum noch Zweifel offenließ, trafen sich die Gäste zu einer Aussprache. Einleitend hob Dr. Koch noch einmal hervor, welch große Leistung sich hinter den beiden Zahlen verberge, die den Hoesch-Wohnungsbau der Nachkriegszeit kennzeichneten: Hoesch verfüge heute, 17 Jahre nach Kriegsende, über 27000 Wohnungen, während 1945 nur 2720 unzerstörte Wohnungen übrig gewesen seien.

Dr. Koch dankte allen, die diese Aufbauleistung vollbracht haben – vor allem aber auch den Mitarbeitern, die die Hoesch-Fertigbauweise entwickeln halfen, in der zuerst ein Wohnhaus in Hohenlimburg, danach die Siedlung am Dortmunder Bellwinkelhof und nun die neue Altenessener Siedlung entstanden sei. Er stellte fest, daß zahlreiche volkswirtschaftliche Gesichtspunkte für die Hoesch-Fertigbauweise sprächen, ganz abgesehen davon, daß sie durch die zunehmende Verwendung von Stahl und Platal auch für den Absatz unserer Erzeugnisse immer bedeutungsvoller werde. In diesem Zusammenhang erinnerte er daran, daß Dr. Ochel diese Entwicklung seit je vorangetrieben habe, da neue Wege für die Stahlverwendung gefunden werden müßten. Dr. Koch schloß seine einführenden Sätze mit der Hoffnung, daß Hoesch auch auf dem Gebiet des Fertigbaus weiter wegbereitend tätig sein möge.

Mit diesem guten Wunsch wollen wir unseren ersten Bericht über die neue Siedlung in der Bischoffstraße abschließen und schon jetzt darauf hinweisen, daß wir demnächst den bei dieser Zusammenkunft von Dr. Weimar gehaltenen Vortrag über Wesen und Vorteile der Hoesch-Fertigbauweise zusammen mit grundsätzlichen Berichten über Fragen des Wohnungsbaus und des Fertighausbaus veröffentlichen werden.

Dr. Wohlgemuth zum fünfzigsten Geburtstag



Dr. Manfred Wohlgemuth, der nun vier Jahre dem Direktorium der Westfalenhütte angehört, vollendet am 9. September 1962 sein 50. Lebensjahr.

Dr. Wohlgemuth ist gebürtiger Stuttgarter. Er studierte in Kiel, Frankfurt und Freiburg Volks- und Betriebswirtschaft und promovierte 1934 zum Doktor der Staatswissenschaften. Nachdem er zwei Jahre in einem wirtschaftswissenschaftlichen Institut tätig gewesen war, leitete er ab 1937 die Revisionsabteilung der Kreiseleräte GmbH, einer Tochter der Berliner Askania Werke AG. Wenig später übernahm er als kaufmännischer Leiter ein neu errichtetes Zweigwerk, wurde danach Leiter des Rechnungswesens der Zentrale und bald darauf Prokurist für den Bereich des Vertriebs. 1944 wurde er zum kaufmännischen Leiter eines Zweigwerks in Niedersachsen ernannt. Von dort wechselte er zur Voigt und Haffner AG nach Frankfurt und 1946 zur Schwäbischen Treuhand AG nach Stuttgart. 1950 trat er als Prokurist in die Schubert und Salzer Maschinenfabrik AG ein, bei der er 1953 kaufmännischer Direktor der Hauptniederlassung Stuttgart wurde.

1955 kam Dr. Wohlgemuth als Vorstandsmitglied der F. Küppersbusch & Söhne AG zum erstenmal ins Ruhrgebiet. Am 9. Mai 1958 wurde er in den Vorstand der damaligen Hoesch-Westfalenhütte AG berufen.

Zu seinem fünfzigsten Geburtstag möchten auch wir mit unseren Glückwünschen nicht abseits stehen. Wir wünschen Dr. Wohlgemuth gute Gesundheit, viel Erfolg in seiner Arbeit und ein wenig mehr Zeit für seine Liebhabereien, die Musik, die Literatur und die bildende Kunst.



In Hoesch- Blechen verpackt

Konservendosen begegnen wir täglich, sie tragen die unterschiedlichsten Aufschriften und haben genauso unterschiedliche Inhalte. Nahezu sämtliche Zweige der Nahrungs- und Genußmittelindustrie bedienen sich ihrer als haltbar machendes Verpackungsmaterial, beispielsweise für Fleisch, Wurst und Fisch, für Obst und Gemüse, für Backwaren aller Art, für Kindernahrungsmittel und Lebertran, für Kaffee und Tee, für Milch, Bier und sonstige Getränke.

Unnötig zu betonen, daß sich auch zahlreiche andere Industriezweige die Vorzüge des Bleches als Verpackungsmaterial zunutze gemacht haben – denken wir nur an die in Dosen verkauften Chemikalien, Öle, Farben, Lacke oder Reinigungsmittel. Immerhin – wichtigstes Anwendungsgebiet des Verpackungsbleches ist die Konservendose, die ihren Namen den „konservierenden“, also die Gebrauchsfähigkeit „erhaltenden“ Eigenschaften ihres Materials verdankt. Wer denkt schon daran, daß sie kürzlich 150 Jahre alt geworden ist!

Die Konservendose stammt aus der Alten Welt

Nun waren es zwar die Amerikaner, die als erste begannen, mit der Zeit ihrer Frauen zu geizen, ihnen mühevollen Kleinarbeit weitgehend zu ersparen und gleichzeitig hausfrauliche „Vorratswirtschaft“ zu ermöglichen, indem sie eine bedeutende Konservenindustrie begründeten, die unseren Alltag heute so erleichtert. Aber die Konservendose selbst stammt aus der Alten Welt.

Der Mann, der 1810 mit den ersten Versuchen begann, Lebensmittel für längere Zeit haltbar zu machen, war Franzose und hieß Nicolas Appert. Und der Engländer Peter Durand entwickelte noch im selben Jahr Dosen aus Weißblech, Vorläufer unserer vertrauten Konservendosen.

Bereits zu Beginn unseres Jahrhunderts gab es zahlreiche Walzwerke, Dosenhersteller und Konservenfabriken, die sich mit der Entwicklung dieses neuen Industriezweiges befaßten, der um so bedeutender wurde, je weiter die rationelle Massenherstellung von Dosen fortschritt. So entstand in den vergangenen Jahrzehnten eine Industrie, die neben der Konservierung von Nahrungsmitteln auch zahlreiche andere Verwendungsgebiete umfaßt. Ihre Bedeutung wird klar, wenn man weiß, daß in der Welt jährlich etwa fünf Millionen Tonnen Weißblech hergestellt werden, das sich als Verpackungstoff ausgezeichnet bewährt hat, weil es gleichzeitig recht unterschiedliche Aufgaben erfüllt.

Was von einer einfachen Blechdose alles verlangt wird

Eine einfache, schlichte Blechdose – doch was verlangen der Techniker, der Hygieniker, der Fabrikant, der Verbraucher nicht alles von ihr! Sie soll die Lebens- oder Genußmittel keimfrei konservieren, soll wenig wiegen, soll robust sein und lange Transporte unbeschädigt überstehen, soll beständig gegen Hitze sein und nicht zuletzt eine glatte, ansehnliche Oberfläche haben. Schließlich aber soll sie, bei aller Güte, wenig kosten, denn sie ist für einmaligen Gebrauch bestimmt – man öffnet sie, entnimmt ihren Inhalt und wirft sie fort. Ihr Stahl darf von

◀ Das geübte Auge des 1. Verzimmers Arno Wölki in der Elektrolytischen Bandverzinnung der Westfalenhütte erkennt bei der Sichtprüfung mit wenigen Blicken, ob die frisch verzinnnte Blechtafel eine einwandfreie Oberfläche hat





Säuren nicht angegriffen werden – nicht einmal, wenn der Inhalt aus Rhabarberkompott besteht. Hier nun hat sich das Weißblech ausgezeichnet bewährt, das während der zumeist begrenzten Dauer seines Einsatzes als Verpackungsmaterial häufig schon unbehandelt ausreicht. Wo jedoch Gefahr besteht, weil stärkere Einwirkungen vorliegen, wird eine schützende Zinnschicht aufgebracht, die ihrerseits durch eine Lackschicht abgedeckt werden kann.

Ein zweiter großer Vorzug der Konservendose liegt in dem Schutz des Inhalts vor mechanischer Beschädigung, etwa während des Transportes und beim Stapeln. Diese Unempfindlichkeit verdankt die Dose der hervorragenden Qualität des Stahlbleches, das trotz seiner geringen Stärke von oft nur 0,2 Millimetern steif und elastisch zugleich ist.

Schließlich gestattet die hohe „Warmfestigkeit“ des Stahls, auch heiße Stoffe einzufüllen oder die Konservendose später besonderen Behandlungsvorgängen bei höherer Temperatur, etwa der Pasteurisierung, zu unterwerfen.

20 v. H. des in der Bundesrepublik benötigten Verpackungsbleches liefert unser Kaltwalzwerk

Dank dieser Eigenschaften hat die Konservendose in unserem Alltag ihren festen Platz, auch wenn Kühlschränke längst gebräuchliche Bestandteile moderner Küchen geworden sind. Denn der Kühlschrank, dessen Nutzen außer Frage steht, kann bei seiner normalen Temperatur von + 4 bis + 6 Grad Celsius zwar die Zersetzung von Lebensmitteln verzögern, wie sie infolge des Einwirkens von Kleinlebewesen – biochemische Zersetzung – oder Luftsauerstoff – chemische Zersetzung – auftritt. Völlig verhindern aber kann er sie nicht. In der Konservendose dagegen sind Nahrungs- und Genußmittel diesen Einflüssen vollkommen entzogen und können, auch bei Raumtemperatur, über Jahre hinaus aufbewahrt werden, ohne an Qualität einzubüßen oder gar ungenießbar zu werden.

Für Verpackungsgüter wird auch in der Bundesrepublik eine beträchtliche Menge Weißblech und Feinstblech benötigt. Der jährliche Bedarf liegt bei über 300 000 Tonnen, von denen etwa ein Drittel der Herstellung von Konservendosen dient. An diesen Lieferungen ist Hoesch maßgeblich beteiligt. Allein das Kaltwalzwerk der Westfalenhütte liefert etwa 20 v. H. des in Westdeutschland verarbeiteten Verpackungsbleches.

Langjährige Erfahrungen mit kaltgewalzten Blechen

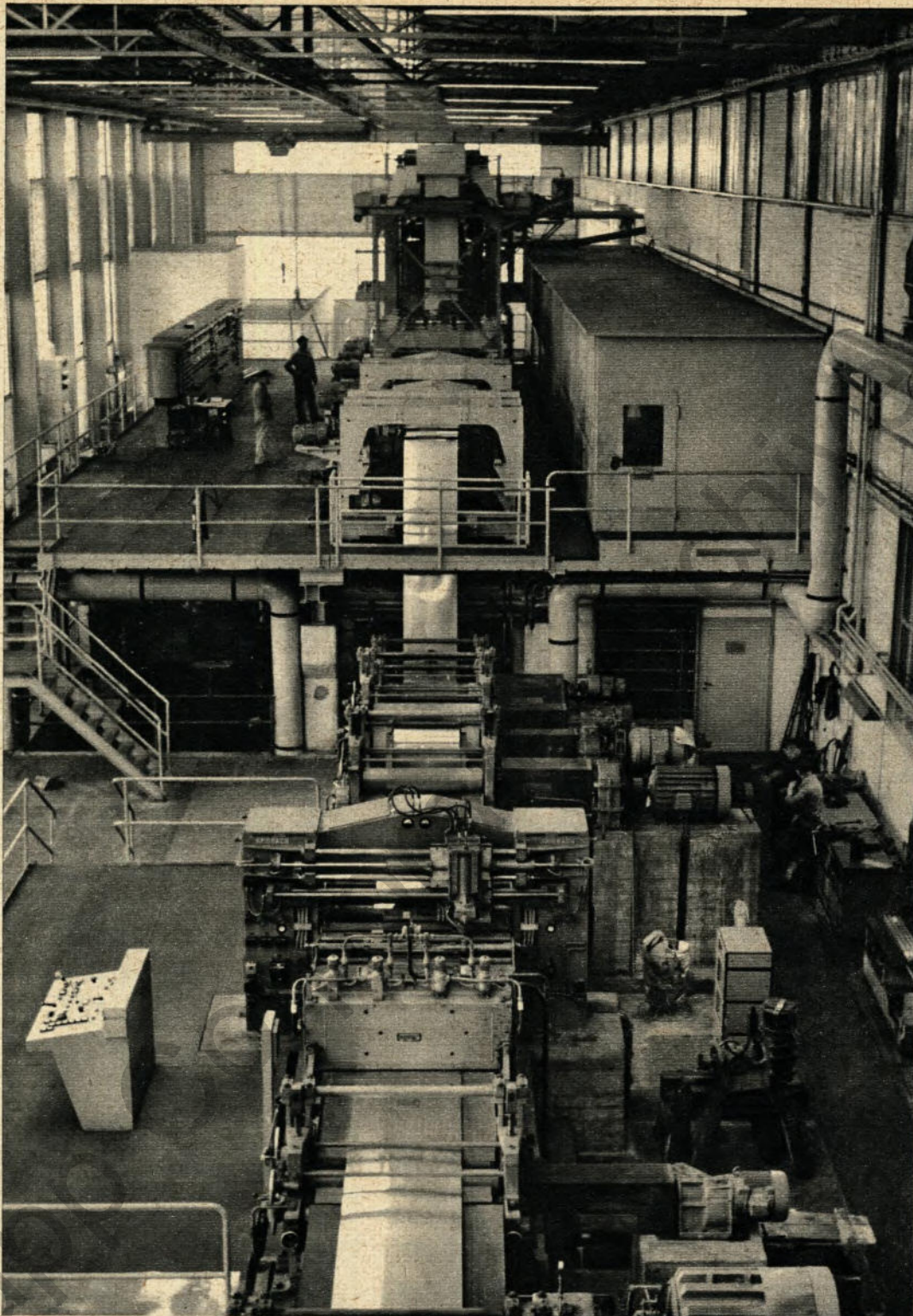
Die Erfahrungen, die Hoesch auf diesem Gebiet gesammelt hat, sind bereits jahrzehntealt. 1930 wurde in der Stockheide, dem östlich der Hütte gelegenen Gelände, das erste Kaltwalzwerk gebaut, in dem mit der für damalige Verhältnisse hohen Geschwindigkeit von 80 Metern pro Minute kaltgewalzte Bänder, mit der seinerzeit außergewöhnlichen Breite von 530 Millimetern hergestellt wurden. Innerhalb eines knappen Jahrzehnts konnten dann neun Feuerverzinkungskessel in Betrieb genommen werden. Die monatliche Produktion lag bei 1800 Tonnen. In jener Zeit begann man auch mit der Fertigung lackierter Bleche, unter denen sich bereits

„Alpatin“ befand, ein aluminiumlackiertes Blech, das heute noch verkauft wird. Nach dem Kriege rückte dank der technischen Entwicklung eine andere Verzinnungsart in den Vordergrund, die elektrolytische Verzinnung, die sich für zahlreiche Anwendungsgebiete als zweckmäßig erwiesen hat. Mit der 1957 in Betrieb genommenen elektrolytischen Bandverzinnungsanlage ist unser Lieferprogramm abermals erheblich erweitert worden (s. Heft 2/1958). Im vergangenen Jahr hat die neue fünfgerüstige Quarto-Tandem-Kaltwalzstraße die Erzeugung von kaltgewalzten Blechen bis zu einer Breite von 1250 Millimetern aufgenommen (siehe Heft 11/1961). Die ihr angeschlossenen Produktionsanlagen umfassen eine neue Durchlaufbeize, 14 zusätzliche Haubenglühöfen, einen hochmodernen Banddurchlaufofen, eine elektrolytische Bandreinigungsanlage und eine zweigerüstige Dressierstraße. Damit kann Hoesch den Markt für Fein- und Feinstbleche mit hochwertigem Material beliefern, das auch die wachsenden Anforderungen in der Verpackungsblechindustrie voll erfüllt.

Verpackungsmaterial auch aus Hohenlimburg, Wuppertal und Trier

Doch Hoesch stellt nicht nur in der Westfalenhütte Verpackungsbleche her. Auch im Erzeugungsprogramm der Walzwerke Hohenlimburg nehmen sie einen gewichtigen Platz ein. Der auf der Mittelbandstraße gewalzte Bandstahl wird im Kaltwalzwerk in allen vorkommenden Oberflächenausführungen verarbeitet, um sich dann in der Abteilung Oberflächenveredelung zu einem nicht geringen Teil in Weißband für Konservendosen zu wandeln. Und Gleiches gilt schließlich für die Trierer Walzwerk AG. Auch dort werden monatlich große Mengen Konservendosenbleche gewalzt und elektrolytisch veredelt.

So dient Hoesch auch hier dem Alltag. Denn – was wäre die moderne Hausfrau ohne die rettende Dose mit Suppe und Fisch, mit Fleisch und Wurst, mit Gemüse und Obst, mit Milch und Kaffee, mit Keksen und Zigaretten? Insbesondere dann, wenn es plötzlich klingelt und unerwartete Gäste kommen?! *H. K. Graudenz*



▲ Unser Kaltwalzwerk der Westfalenhütte liefert 20 v. H. des in der Bundesrepublik benötigten Verpackungsbleches. Das Bild unten zeigt die elektrolytische Verzinnungsanlage der Westfalenhütte, die 1957 in Betrieb genommen wurde und, wie die Verzinnungsanlage in Hohenlimburg, unser Lieferprogramm an Verpackungsblechen erweiterte

◀ Die in der elektrolytischen Verzinnungsanlage in Hohenlimburg verzinnnten Bänder werden in kleinen Ringen zum Versand verpackt. Auf unserem Bilde Erhard Peters (links) und Kurt Schlegel

95 Jahre „Glückauf 1867“



Im Mai 1867 traten einige beherzte Bergleute in Dortmund zusammen und gründeten den Knappenunterstützungsverein „Glückauf 1867“. Die Kameradschaft zu pflegen, kranke und in Not geratene Kameraden zu unterstützen und bei Streitfragen zwischen den Zechengesellschaften und den Knappen zu vermitteln, waren ihre Ziele.

Mutvoll setzten sie sich diese Aufgaben in einer Zeit des Umbruchs, die in der Menschheitsgeschichte wohl nicht ihresgleichen hat und die ein Satz aus jenen Jahren so treffend kennzeichnet: „In neuester Zeit greift die Industrie mit solcher Macht und solcher Bedeutung in die Verhältnisse des Lebens, daß ein Vergleich mit früheren Zuständen kaum noch möglich ist; das Fabrikwesen gestaltet die heutige Welt völlig um.“

Die Welt hat ihr Gesicht verwandelt

95 Jahre sind seitdem vergangen. Die Welt hat sich inzwischen an ihr neues Gesicht gewöhnt. Doch gerade deshalb sollten wir einmal innehalten und zurückschauen.

Welch bessere Gelegenheit zur Besinnung kann es geben, als die 95. Wiederkehr des Gründungstages dieses ehrwürdigen Knappenunterstützungsvereins! Drei Tage lang – am 28., 29. und 30. Juli 1962 – feierten seine 140 Mitglieder, die auch heute noch fast ausschließlich Bergleute unserer Schachtanlage Kaiserstuhl sind, das seltene Jubiläum ihres Vereins.

Mit zehn Spielmannszügen und Musikkapellen zogen am Sonntag zu Ehren von „Glückauf 1867“ 27 Knappenvereine aus Dortmund, Bochum, Hervest-Dorsten, Oberaden und Stockum durch den Dortmunder Norden. Am Festplatz an der Mägbelburger Straße begrüßte Ehrenvorsitzender Wilhelm Scheele die Gruppen in ihren schwarzen Bergmannstrachten.

Doch schon vor diesem äußeren Höhepunkt waren die Mitglieder des Vereins zur Feier des Jubiläums zusammengekommen. Mit dem Niederlegen eines Kranzes auf dem Hauptfriedhof hatten sie den Tag zuvor eingeleitet, hatten nach einem Konzert am Abend die Festansprache ihres Schirmherren Dr. Harald Koch vom Vorstand der Hoesch AG gehört und danach ihre Jubilare geehrt. Unser Spielmannszug, die Knappenkapelle Zollern Germania und der Männergesangsverein Westfalen hatten diesen Abend musikalisch umrahmt, der in einem Knappenball fröhlich ausgeklungen war.

Drei Schicksale für viele

Zu denen, die an diesem Abend besonders geehrt wurden, gehörten Alterspräsident Fritz Jankowiak, der langjährige Vorsitzende Heinrich Jockheck und der Ehrenvorsitzende Wilhelm Scheele. Im Leben und Wirken dieser drei Männer spiegelt sich die wildbewegte Zeit, die

auch die Geschichte ihres Vereins bestimmt hat. Alle drei wurden im Kaiserreich geboren, erlebten die Weimarer Republik, überstanden das „Tausendjährige Reich“ und sahen die Besinnung auf Recht und demokratische Ordnung. Ähnlich bewegt verlief ihr Arbeitsleben, denn als sie zum erstenmal einfuhren, steckte der Bergbau noch in seinen Kinderschuhen.

Frischer Klee für das Grubenpferd

Fritz Jankowiak, der seit 47 Jahren und trotz seiner 81 Lebensjahre zu den rührigsten Mitgliedern des Vereins zählt, hat als Vierzehnjähriger unter Tage die Arbeit aufgenommen. Zuerst war er Pferdejunge, der Kohlenzug um Kohlenzug zum Schacht begleitete und sich nicht nehmen ließ, an jedem Sommertag ein Bündel frischen Klees für „sein“ Pferd mitzubringen. Später arbeitete er vor Ort, gewann mit der Spitzhacke die Kohle herein und „pannte“ sie in die Förderwagen. Er erlebte noch die Zeit, als der mit Preßluft betriebene Abbauhammer und die Schüttelrutsche die Spitzhacke ablösten, doch dann kam unvermittelt und hart das Ende seines Berufslebens: Fritz Jankowiak wurde mit vielen anderen 1926 als Folge des wirtschaftlichen Niederganges entlassen und mußte bis 1937, als er Rentner wurde, stempeln gehen. Mit 2,60 Mark Tageslohn hatte er 1897 die Arbeit aufgenommen; von 15 Mark Unterstützung je Woche mußten er und seine Familie leben, als es keine Arbeit mehr für ihn gab.

Heinrich fand das Flöz wieder

Auch Heinrich Jockheck, der heute 79 Jahre alt ist, sechzig Jahre Mitglied des Vereins ist und lange Zeit dessen Vorsitzender war, gehörte zu den vielen hundert Bergarbeitern, die zu Beginn der zwanziger Jahre entlassen wurden. Aber er hatte mehr Glück: Keine vier Wochen später war er auf Hardenberg wieder in Lohn und Brot. 24 Jahre hatte er bis dahin auf Kaiserstuhl gearbeitet, auf derselben Schachtanlage, auf der schon sein Vater Bergmann gewesen war. Aus dieser Zeit weiß er noch, wie es 1899 war, als beim „Westfälischen Bergarbeiterstreik“ 90000 Bergleute in den Ausstand traten. Nach längerer Streikdauer wurden damals auch drei Kaiserstuhl-Bergleute nach Berlin zu Verhandlungen delegiert – sie übernahmen damit eine Aufgabe, die nicht wenig persönlichen Mut verlangte. Zwei Jahre später, 1901, nahm Heinrich Jockheck selbst als Schlepper auf Kaiserstuhl die Arbeit auf, die er schon 1903 seiner Militärdienstpflicht wegen zwei Jahre unterbrechen mußte. Dabei geschah es, daß in der Kaserne Hefte der Arbeiterzeitung entdeckt wurden, die ihm sein Vater geschickt hatte. Vierzehn Tage Sonderurlaub wurden demjenigen versprochen, der den Empfänger der Zeitungen verriet. Aber alle Kameraden hielten dicht. Wenig später – Hein-

rich Jockheck lag mit seinem Regiment in Metz – sollte Militär „zum Schutz“ nach Dortmund geschickt werden: Ursache war der Bergarbeiterstreik von 1905. Die Einheit trat im Kasernehof an. Doch als sich alle, die in Dortmund und Umgebung zu Hause waren, melden sollten, traten so viele Soldaten vor, daß man den Plan aufgab, gerade diese Einheit im Streikgebiet einzusetzen.

Nach der Militärzeit kehrte Heinrich Jockheck nach Dortmund zur Zeche Kaiserstuhl zurück. Lange Jahre war er mit Vorrichtungsarbeiten beschäftigt, bei denen er sich das bergmännische Gespür aneignete, das ihm zu einem seiner schönsten Berufserlebnisse verhalf: Plötzlich verschwand in einem Streb das Flöz. Ursache war eine geologische Störung. Der Steiger erklärte Schießhauer Jockheck, daß das Flöz einige Meter weiter wieder anzutreffen sei. Doch auch nachdem sich Heinrich Jockheck fünfzehn Meter geradeaus durch das Gestein geschossen hatte, war noch nichts wieder von Kohle zu sehen. Um diese Zeit kamen einige Herren der Werksleitung bei einer Grubenfahrt vorbei. „Was soll denn das geben?“ wurde Heinrich Jockheck gefragt. „Wir suchen das Flöz – aber hier finden wir es bestimmt nicht!“ „Wo denn?“ „Tiefer!“ Die Herren diskutierten, doch dann meinte der Chef: „Laßt den Jockheck mal ran!“ Heinrich Jockheck schoß weiter – aber in die Richtung, die ihm seine Erfahrung und sein Gefühl eingaben. Und wirklich: fünf Meter tiefer stieß er auf das Flöz.

1948 wurde Heinrich Jockheck als Schießmeister pensioniert. Aber auch heute noch sitzt der 79jährige nicht hinter dem Ofen. Der Verein und der kleine Garten hinter dem Haus in der Burgholzstraße, in dem er nun schon fünfzig Jahre lebt, nehmen ihn ganz in Anspruch.

Keine Gefahr schreckt ihn

Genau wie Heinrich Jockheck beklagt sich auch Wilhelm Scheele, der seit nunmehr fünf Jahren Rentner ist, nicht über Langeweile. Im Gegenteil: Am liebsten wäre er 1957 nach seiner Pensionierung hinaus aufs Land gezogen, denn „ich stamme vom Lande“ – er ist in Kirchlinde geboren, und dieser Stadtteil war seinerzeit ein richtiges Dorf –, aber der Knappenunterstützungsverein, den er nach dem Krieg wiederaufgebaut hat, hält ihn als Ehrenvorsitzenden auch heute noch in Dortmund fest.

43 Jahre – sein ganzes Arbeitsleben – hat Wilhelm Scheele auf Kaiserstuhl gearbeitet. Auch er hat als Schlepper begonnen, war aber schon mit zwanzig Jahren der damals jüngste Schießmeister der Zeche. Später wurde er Schießlehrmeister, dann Aufsichtshauer und endlich Fahrhauer. Als er – zur Zeit des ersten Weltkriegs – mit dem Schießen begann, mußten die Bohrlöcher noch von Hand in das Gestein geschlagen werden. Mit dem Fäustel schlug man das meißelähnliche Spitzisen – das die andere Hand langsam drehte – ins Gebirge.

Damals war Wilhelm Scheele nach der Arbeit meist in dem selbstgegründeten Körner Kegelsklub zu finden, in dem alle Mitglieder satzungsgemäß die lange Pfeife rauchen mußten und sich darüber hinaus verpflichtet hatten, alle vier Wochen eine Dame zum Vereinsabend mitzubringen – und wäre es die eigene Großmutter. Kein Wunder, daß Wilhelm Scheele selbst sehr früh heiratete, darauf dem eigenen Klub den Rücken kehrte und sich der Familie und dem Knappenunterstützungsverein widmete, den er seitdem als sein liebstes Steckenpferd bezeichnet.

Wilhelm Scheele hat in seinen 43 Bergmannsjahren nicht nur die Entwicklung zum technisierten und automatisierten Abbau miterlebt,

sondern zugleich auch alle Gefahren dieses harten Berufes am eigenen Leib erfahren.

Er wurde als blutjunger Anfänger verschüttet und trat darauf selbst der Grubenrettungstruppe bei. Bei der großen Schlagwetterexplosion, der 1925 auf Minister Stein 136 Menschen zum Opfer fielen, war er einer der ersten an der Unglücksstätte. Seiner Gruppe gelang es, die einzigen drei Überlebenden zu bergen. Später hat er noch siebzehn Grubenbrände bekämpft und dafür das Grubenwehr-Ehrenzeichen erhalten.

So gilt ganz besonders für ihn, was auch von Fritz Jankowiak und Heinrich Jockheck gesagt werden kann: Zeit ihres Lebens waren sie für ihre Familien, für die Kameraden des Vereins und für alle in Not geratenen Bergleute da. Stets haben sie mit ihren bescheidenen Kräften geholfen, wo sie konnten. Sie haben das gleiche getan wie viele andere – wie die meisten ihrer Kameraden vom Knappenunterstützungsverein „Glückauf“ 1867, so daß ihr Schicksal für das aller anderen stehen kann.

Rückschau und Ausblick

Bildhaft klar trat an diesem Juliabend des Jahres 1962 wieder alles Erlebte vor die Augen dieser drei Männer. Für sie und viele ihrer alten Kameraden wurde die Vergangenheit noch einmal lebendig, als Dr. Koch in seiner Festansprache die kleine Welt dieses Vereins mit dem großen Weltgeschehen der vergangenen 95 Jahre verknüpfte, als er Rückschau hielt und Rechenschaft gab und damit nicht nur in die Vergangenheit zurückführte, sondern zugleich die Richtung für die Zukunft angab.

Dr. Koch sagte:

„Zu einem seltenen Jubiläum haben wir uns in diesen festlichen Tagen und in dieser festlichen Stunde vereinigt: Vor 95 Jahren, im Jahre 1867, gründeten zwölf Bergleute, zwölf Kameraden den Knappenunterstützungsverein „Glückauf“. Treue und Hilfsbereitschaft, Kameradschaft und Solidarität standen wie vier gültige Feen Pate, als diese zwölf beschlossen und sich in Treue bekräftigten, ihrer Kameradschaft und ihrer Hilfsbereitschaft für sich und für andere in diesem Verein auch einen äußeren Rahmen zu geben und diesem Verein Aufgaben zu stellen, die später andere größere und leistungsfähigere Organisationen durchführten.

Wir feiern aber nicht nur die Jubiläarin, den 95jährigen Unterstützungsverein, sondern auch alle seine Mitglieder, die in guten und schlechten Jahren, oft über Jahrzehnte hinaus, dem Verein die Treue gehalten haben, während sie ihrem schweren Beruf im Bergbau nachgingen, also in einem Wirtschaftszweig, der immer seine besonderen Probleme und seine besonderen Arbeitsbedingungen hatte.

Die meisten von Ihnen haben jahrzehntelang die schwere und gefährvolle Arbeit des Bergmannes ausgeführt. Viele von Ihnen haben am eigenen Leibe spüren müssen, daß die Gesundheit und das Leben des Bergmannes in besonderer Weise bedroht sind. Und doch sind sie dem Bergbau treu geblieben!

Dieser besonderen Gefährdung des Bergmannsberufes haben Sie in Ihrem Verein ein verstärktes Zusammengehörigkeitsgefühl und eine enge Kameradschaft entgegengesetzt. Kaum einen anderen Beruf wüßte ich zu nennen, in dem dies so wichtig wäre: Kameradschaft und Treue, in dem eine solche Geltung

das Wort aus dem rührenden Liede der Barockzeit hätte: „Der Mensch hat nichts so eigen, so wohl steht ihm nichts an, als daß er Freundschaft zeigen und Treue halten kann.“

Ein Tag der Besinnung wirft viele Fragen auf

Eine solche Jubelfeier ist wie geschaffen, um Rückschau zu halten, vor allem dann, wenn sie einem fast 100jährigen Geburtstagskinde gilt. Viele Fragen drängen sich auf: Waren wir in diesen wechselvollen 100 Jahren allen Schicksalsschlägen gewachsen? Oder haben wir vielleicht hier und da versagt? Könnten wir bestehen, wenn die zwölf Kameraden des Jahres 1867 vor uns hinträten und uns fragten, ob wir auch in ihrem Geiste treu geblieben wären? Die tägliche Arbeit, die täglichen Sorgen machen es uns meistens vergessen, was unserem Volke und was der Menschheit ein solches Jahrhundert gebracht und was wir selbst in solchen Jahrzehnten erlebt und erduldet haben, was wir über uns haben ergehen lassen müssen, wo wir versagt haben, was wir aber auch – und darüber wollen wir uns heute ganz besonders freuen – in diesem Jahrhundert des Umbruchs an beruflichen Erfolgen und an sozialen Fortschritten erreicht haben.

So lassen Sie uns diesen Tag als einen Tag der Besinnung und als einen Tag der Erinnerung begehen.

Wir gedenken unserer Toten und unserer Brüder und Schwestern im Osten

Wenn ich von Besinnung spreche, so wollen wir, wie viele von Ihnen sicherlich schon taten, und wie es in so würdiger Form in dieser feierlichen Stunde wieder geschehen ist, derjenigen gedenken, die die Unseren waren und von uns gingen, und da gerade auch derjenigen, die vorzeitig von uns gingen, die ein unerbittliches Schicksal von der Seite der Ihren riß, sei es im Beruf, sei es im Kriege, sei es in den Kerkern und in den Lagern der Unmenschen.

Wir wollen uns an diesem festlichen Tage geloben, sie nicht zu vergessen und ihnen allen stets ein treues Angedenken zu bewahren.

Wenn ich von Besinnung spreche, so meine

▼ 1869 wurde die erste Vereinsfahne des zwei Jahre zuvor gegründeten Knappenunterstützungsvereins „Glückauf“ geweiht, 1907 die zweite, und 1951 folgte die dritte, unter der die 140 Mitglieder des Vereins in fünf Jahren auch das 100jährige Jubiläum ihres Vereins zu feiern gedenken. Zur Fahngengruppe gehören v.l.n.r. Max John, Franz Koslowski und Walter Pälzke



► Über die Stadtgrenzen hinaus bekannt und beliebt ist der Spielmansszug von „Glückauf 1867“, der in den elf Jahren seines Bestehens ungezählte Konzerte gegeben hat. Links Stabführer Helmut Conrad

ich auch dies: Überall, wo sich Deutsche in dieser provisorischen Bundesrepublik versammeln, sollten sie der Deutschen gedenken, denen man in dem noch provisorischeren Mitteldeutschland zwischen Elbe und Oder, zwischen Saale und Neiße demokratische Einrichtungen vorenthält und damit die Freiheit, die uns doch einmal allen Glückes Unterpfand ist. Gerade in diesen Monaten, in denen eine schändliche Mauer Deutsche von Deutschen trennt, sollten wir unsere Gedanken dorthin lenken und uns versprechen, nicht müde zu werden in unserer Sorge um das ungeteilte Vaterland und in unserer Wachsamkeit für unsere demokratischen Rechte.

95 Jahre, die die Welt veränderten

Wenn ich davon spreche, daß dieser Tag nicht nur ein Tag der Besinnung, sondern auch der Erinnerung ist, dann meine ich: Wir sollten unseren Blick auf die Jahre lenken, auf die Jahrzehnte, auf das Jahrhundert, in denen dieser paritätische Unterstützungsverein sein segensreiches Werk ausübte. In diesen 95 Jahren, in diesen Jahren von 1867 bis 1962 hat sich unsere Arbeitswelt, in der unser Leben von der Wiege bis zur Bahre verläuft, gewaltig verändert. Ich denke nicht so sehr und nicht nur an die erstaunliche, an die atemberaubende technische und wirtschaftliche Entwicklung. Es kann auch nicht meine Aufgabe sein, mich in dieser feierlichen Stunde mit ihr zu beschäftigen. Denn noch bedeutsamer als diese technischen und wirtschaftlichen Entwicklungen sind die sozialen Umwälzungen dieses Jahrhunderts, die unser Leben prägten.

Der einzelne war ohne Rechte gegenüber dem Unternehmen

Wie ganz unvergleichbar anders sah im Jahre 1867, dem Geburtsjahr dieses Unterstützungsvereins, das Arbeitsleben insbesondere für den Bergmann aus. Keinerlei Recht hatte der einzelne gegenüber seinem Unternehmen – und was ihm vor allen Dingen vorenthalten wurde, war das Recht des Zusammenschlusses, der allein dem Schwächeren die Kraft gibt, sich durchzusetzen.

Im Bergbau herrschte eine strenge militärische Zucht, wer sich das geringste zuschulden kommen ließ, wurde mit Lohnentzug bestraft oder mußte gehen. Und was das bedeutete, kann man sich vorstellen, wenn man weiß, daß – bei zehn- und mehrstündiger Arbeitszeit – der Schichtlohn eines Hauers 1870 2,75 Mark, 1872 5,— Mark, 1875 3,80 Mark, 1880 wieder 2,70 Mark betrug.

Das Elend wurde doppelt furchtbar, wenn der Bergunfall den Kameraden für alle Zeit arbeitsunfähig machte. Es ist kein Geheimnis, daß die Arbeitsschutzbestimmungen, die nur zögernd geschaffen wurden, selten befolgt wurden und daß die Kontrolle durch die Bergbehörden unzureichend war. Immer wieder bewegte die Bergarbeiter auf ihren Kongressen die Verbesserungen des Bergarbeiterschutzes. Unsägliche Grubenunglücke waren Gegenstand der Kongresse, denn mit den heutigen Zuständen verglichen, herrschten kaum glaubliche Mißstände auf vielen Schachtanlagen, unzureichend waren oft die Wetterverhältnisse und die Versorgung mit Trinkwasser und Grubenholz und alledem, was uns heute als Arbeitsschutz eine Selbstverständlichkeit ist.

„Glückauf 1867“ beginnt zu helfen

Welch eine segensreiche Tätigkeit konnte in diesen Jahrzehnten, die fast zwei Menschen-



alter umfaßten, ein Unterstützungsverein entfalten! Er übernahm nicht nur in ungezählten Fällen für die Kameraden, die krank geworden waren und in Not gerieten, weil es noch keine vernünftige Knappschaftsversicherung gab, die Sorge um das eigene Wohl und um das Wohl der Familienangehörigen. Wir können uns heute auch nicht mehr im entferntesten das Elend vorstellen, das auf diese Weise, wenn auch nicht beseitigt, so doch gemildert wurde.

So konnte der Verein sich nicht nur auf seinen eigentlichen Zweck beschränken, wie die zwölf Gründer ihn 1867 festgelegt hatten: „den erkrankten respektive beschädigten Mitgliedern eine Unterstützung zu gewähren“.

Was Otto Hue über „Glückauf“ zu sagen weiß

Der Bergarbeiterführer Otto Hue schildert uns in seinem 1913 erschienenen grundlegenden Werk über die Bergarbeiter – und er entnimmt seine Kenntnisse den im zweiten Weltkrieg leider verbrannten Protokollen des „Glückauf“, den er ausdrücklich als den „ältesten gemischten Knappenverein des Ruhrgebiets“ bezeichnet und als in seiner Art führend –, Hue also schildert uns, welche Sorgen der Verein „Glückauf“ von 1869 bis 1888 auf sich nahm; er beschäftigte sich unter anderem mit Petitionen an den Reichstag oder die Bergbehörde betreffend Brandkohlenabgabe, Schichtzeit, Lohnrückerei, Gedingeregelung, Wagennullen, Füllkohlenabzug, Tabaksteuer, Krankenversicherungs-, Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz und nahm an allen Aktionen zwecks Verbesserung der Knappschaftsverhältnisse in hervorragender, oft führender Weise teil. Er arrangierte auch wiederholt öffentliche Versammlungen zur Besprechung von Mißständen im Bergarbeiterberuf.

Sicher ist, daß auf den Knappschaftsdelegiertentagen 1885 und 1886 in Bochum und in Essen der „Glückauf“ als stärkster westfälischer Knappenverein eine führende Rolle spielte. Im Dezember 1888 beschloß der Verein, für die Einberufung eines deutschen Bergarbeitertages zu wirken. So weit Otto Hue!

Doch wir können sagen: welch eine notwendige, welch eine bedeutungsvolle Tätigkeit eines einzigen, auf freiwilligem Zusammenschluß beruhenden Vereins!

Und noch einmal möchte ich Otto Hue berich-

▲ Unser Bild zeigt die Vereinsjubilare (v.l.n.r.) Adam Ide, Heinrich Jockheck, Fritz Jankowiak und Wilhelm Scheele am Festabend bei der Jubilarehrung

ten lassen, weil er uns zeigt, wie der Verein „Glückauf“ in jenen schweren Jahren Solidarität übte weit über den Kreis seiner Mitglieder hinaus: „Am 15. August 1869 wurde eine Kollekte für die Hinterbliebenen der Katastrophe in den Burgker Schächten abgeschlossen und durchgeführt.“

„Im Dezember 1869 und Januar 1870 veranstaltete der Verein Sammlungen für die streikenden Waldenburger. Eine Kommission von sechzehn Kameraden wurde bestimmt, in allen benachbarten Knappenvereinen die Ursache des Streiks und die Not der schlesischen Kameraden darzulegen. Es kamen verhältnismäßig große Summen ein. – Nach Beendigung des Essener Streikes 1872 beschloß der „Glückauf“ die Zahlung einer Gemaßregelten-Unterstützung.“

Der erste Weltkrieg brachte Wandel

Bis zum ersten Weltkrieg hin – unser Unterstützungsverein hatte 1907 sein 50jähriges Jubiläum feiern können – dauerten die unglückseligen Zustände im Bergbau. Im Februar und März 1912 hatten mehr als 200000 Bergarbeiter im Ruhrgebiet unter allerschwersten persönlichen Opfern die Arbeit niedergelegt, weil sie ihr Los für untragbar hielten. Damals stand fast das ganze Volk auf der Seite dieses größten Bergarbeiterstreiks, bis er unter dem Druck von Polizei und Militär, und auch, weil die Not stärker war als die Solidarität der Bergarbeiter, zusammenbrach.

Dann kam der erste Weltkrieg. Vier Jahre lang arbeiteten und schafften alle für den Moloch Krieg und für den erhofften Sieg. Der so viel verschuldet hatte, kannte plötzlich keine Parteien mehr, und seine „vaterlandslosen Gesellen“ wurden über Nacht des Volkes „getreueste Söhne“. Sie waren es wirklich. Und als dann der unglückselige Krieg verloren war, stellten sie ihre berechtigten Forderungen.“

Dr. Koch ging dann auf die Weimarer Republik ein, in der Verfassung und Gesetze den Arbeitnehmern bedeutsame Rechte einräumten, und auf die Jahre des Nationalsozialismus, in denen die einmaligen Möglichkeiten des deutschen Volkes mit der ersten deutschen

Demokratie zu Grabe getragen wurden. Dr. Koch fuhr dann fort:

„1945, als die ‚Tausend Jahre‘ vorüber waren, in der Zeit des größten deutschen Zusammenbruchs, schlug die Stunde des Bergbaus. Von der Arbeitskraft, vom Leistungswillen der Bergleute hing der Wiederaufbau Westdeutschlands und Westeuropas ab. Unter den ungünstigsten Lebensbedingungen, meist in beschädigten und notdürftig wiederhergestellten Wohnungen auf engstem Raum lebend, mußte der Bergmann seine schwere körperliche Arbeit leisten.

Welchen Wert man damals der Bergmannsarbeit zumaß, kam vielleicht besonders sinnfällig darin zum Ausdruck, daß man die Bergleute als einzige Berufsgruppe besonders bevorzugt versorgte.

In jenen Jahren der Not besannen sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer darauf, was sie gemeinsam verband. Das Trennende fiel! Die Arbeitgeber brachten damals freiwillig zum Ausdruck, daß sie bereit wären, die Gleichstellung von Kapital und Arbeit anzuerkennen, und daß sie daher die Mitbestimmung der Arbeitnehmer in allen betrieblichen Fragen für angebracht hielten.

Damals, 1945 und später, galt es, die moralischen und materiellen Trümmer zu beseitigen und an den Wiederaufbau und an den Neuaufbau zu gehen. Das war nicht nur eine wirtschaftlich-technische Aufgabe, sondern vor allem auch eine politisch-soziale. Denn wir waren uns klar darüber, daß mit der Bildung eines demokratischen Staatswesens auch die Demokratie in der Wirtschaft verwirklicht werden, eine entsprechende Gestaltung der Wirtschaft also Hand in Hand gehen müsse.

Und so gelang der Aufbau unserer Wirtschaft, im Miteinander und Füreinander, im Zeichen der Zusammenarbeit und der Mitbestimmung! Wir sollten das niemals vergessen!

Die Demokratie gegen alle Feinde verteidigen

Lassen Sie diesen kurzen Rückblick zusammenfassen: In diesen fast hundert Jahren, also in diesen mehr als drei Menschenaltern erlebten wir Deutschen Kaiserreich und Zusammenbruch, Weimarer Demokratie und Zusammenbruch, ‚Tausendjähriges Reich‘ und Zusammenbruch, den Beginn der neuen Demokratie zunächst unter der Obhut der alliierten Sieger, dann unter dem frei gewählten Parlament. Machen wir uns klar: Dieses Nachkriegsdeutschland im Zeichen der Demokratie hat das Alter der Weimarer Republik erreicht und das

‚Tausendjährige Reich‘ bereits um fünf Jahre überholt.

‚Einigkeit ist unsere Stärke‘

Warum habe ich Ihnen mit einigen Strichen dieses Bild unseres Jahrhunderts gezeichnet? Um Ihnen den Hintergrund zu zeigen und die Umwelt, in der sich das Leben unseres Knappenerstützungsvereins abspielte.

Als 1869 die erste Vereinsfahne geweiht wurde, stand der Deutsch-Französische Krieg vor der Tür, der die deutsche Einheit in Blut und Eisen brachte. Als 1907 beim 50jährigen Vereinsjubiläum unter zahlreicher Beteiligung der Bundesvereine und der Dortmunder Bevölkerung an der damaligen ‚Hobertsburg‘ die zweite Vereinsfahne geweiht wurde, zogen sich schon drohend am Horizont die dunklen Wolken zusammen, die den ersten Weltkrieg ankündigten. Die Fahnen mit dem gesamten Vereinsgut verschlang der zweite Weltkrieg ebenso wie alle Erinnerungsstücke an die Geschichte des Vereins und an die Kameraden. Zu viele von ihnen hatten im Kriege ihr Leben lassen müssen. Sie sind unvergessen. Wie das ganze Volk, so standen auch die Vereinskameraden vor dem Nichts; wie dort gelang auch hier dank der Opferfreudigkeit und Treue aller Beteiligten der Aufbau. Es war die dritte Vereinsfahne, die am 26. August 1951 Bergassessor Dr. Wilde von der Hoesch Bergwerksgesellschaft weihte. Im selben Jahre wurde auch der Spielmannszug gegründet, der, über die Stadtgrenzen hinaus bekannt und beliebt, der Belegschaft der Kaiserstuhl-Schachtanlagen stets am 1. Mai voranmarschiert.

Alle drei Fahnen trugen denselben Sinnspruch, dasselbe Gelöbnis: ‚Einigkeit ist unsere Stärke‘. Die Wahrheit dieses Wortes hat sich nicht nur in der Geschichte des Vereins erwiesen, sondern auch in der Geschichte der Bergarbeiterbewegung. Nie wurde sie überwunden – das ist die Lehre der Geschichte –, wenn sie einig war und treu.

Und wenn wir, wie wir es taten, die Geschichte unseres Vereins und unseres Volkes an unserem Auge vorüberziehen lassen, dann erweist sich einmal mehr die Wahrheit des Wortes: Wenn etwas ist gewaltiger als das Schicksal, dann ist's der Mensch, der's unerschrocken trägt.

Drei, die für viele stehen mögen

Im Sinne dieses Wortes haben drei Ihrer Kameraden vorbildlich gewirkt, die wir in dieser festlichen Ansprache nicht vergessen dürfen, wie auch Ihre Festschrift sie uns zeigt:

Ihr Alterspräsident Kamerad Fritz Jankowiak, der mit 81 Jahren 47 Jahre dem Verein angehörte – wir freuen uns auf den Tag, an dem wir das 50. Jahr der Zugehörigkeit zum Verein mit ihm feiern können!

Ihr Kamerad und langjähriger Vorsitzender Heinrich Jockheck, der mit 79 Jahren 60 Jahre Mitglied des Vereins ist und es hoffentlich noch viele glückliche und gesunde Jahre sein möge! Ihr Ehrenvorsitzender, Kamerad Wilhelm Scheele, der neun Jahre die Geschicke des Vereins leitete und Ihren Verein als Ehrenvorsitzender nach noch weiteren fünf Jahren des glücklichen Fortschreitens und des gesunden Aufbaus 1967 in ein neues zweites Jahrhundert seines Bestehens führen möge!

Sie drei seien hier genannt, weil Sie für viele stehen, die vor uns waren, die unter uns sind, die nach uns sein werden. Für Sie alle gilt das Wort, das ich zu Beginn meiner herzlich gemeinten Worte sagen durfte:

Der Mensch hat nichts so eigen,
so wohl steht ihm nichts an,
als daß er Freundschaft zeigen
und Treue halten kann.

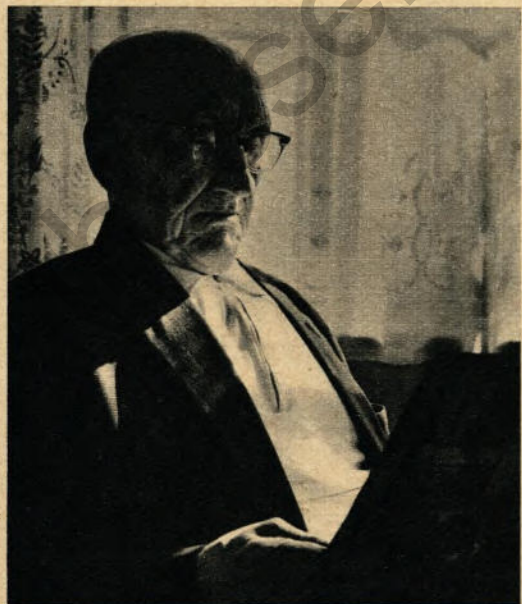
Treue um Treue

Lassen Sie mich nur noch drei Worte hinzufügen mit meinen herzlichen Wünschen für Sie alle, für den Knappenerstützungsverein ‚Glückauf‘ auf dem Wege in die nächsten fünf Jahre, bevor der Weg ins zweite Jahrhundert beginnt: drei Worte, die Gültigkeit behalten sollen im Verhältnis vom Menschen zum Menschen, vom Menschen zum Werk, vom Menschen zum Verein wie auch vom Verein und vom Werk zum Menschen, drei Worte, auf deren Gültigkeit die Mitglieder dieses Vereins untereinander sich verlassen konnten in guten und in schweren Tagen und gerade in diesen, drei Worte, die – ausgesprochen oder unausgesprochen – das Geheimnis auch aller Erfolge im Leben des einzelnen Menschen wie im Leben unserer Gemeinschaft sind: Treue um Treue!“

1 Alterspräsident Fritz Jankowiak gehört trotz seiner 81 Lebensjahre seit 47 Jahren zu den rührigsten Mitgliedern des Vereins

2 Heinrich Jockheck, 60 Jahre Mitglied und lange Jahre Vorsitzender des Vereins, pflegt trotz seiner 79 Jahre den Garten hinter dem Haus noch mit eigener Hand

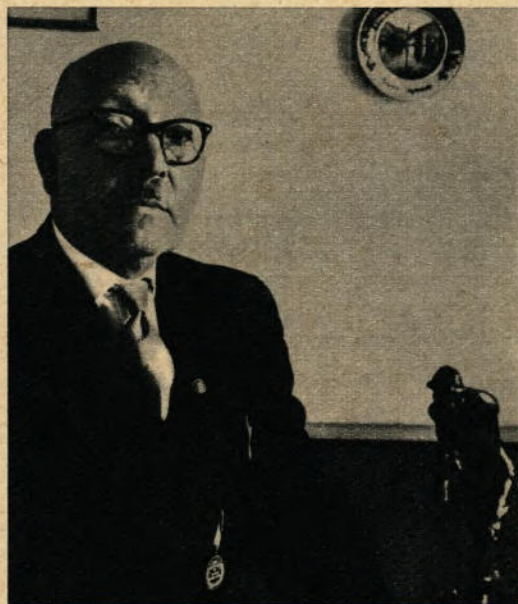
3 Ehrenvorsitzender Wilhelm Scheele ist seit fünf Jahren Rentner und dem Verein zuliebe in Dortmund geblieben, obwohl er nach seiner Pensionierung am liebsten aufs Land gezogen wäre



1



2



3



BILD DES MONATS

Mit der Kamera halten wir die schönsten Erlebnisse im Urlaub fest. Dieses stimmungsvolle Bild eines braven Maulesels mit seiner Karre im spanischen Ferienort schickte uns Horst Kalitzky aus dem Kaltwalzwerk der Westfalenhütte



Wie die andern leben

Millionen Menschen haben Irland in den letzten Jahren besucht, sind mitten in der Nacht schlaftrunken aus den großen, viermotorigen Maschinen geklettert, haben im Flughafen-Restaurant eine Tasse Tee oder Kaffee getrunken und sind nach einer Stunde wieder gestartet – zum Flug über den Ozean nach den USA – ein kurzes Atemholen auf der Grünen Insel, auf dem großen Sammler und Verteiler allen Luftverkehrs zwischen Europa und Amerika – in Shannon Airport.

Seit einigen Jahren verliert der Flughafen Shannon an der Westküste Irlands seine Nachkriegsbedeutung. Die Zeit der Nonstopflüge der Düsenmaschinen über den Ozean ist gekommen. Aber noch immer landen und starten auf diesem großen Luftdrehkreuz die mächtigen, propellergetriebenen Maschinen mit Luftfracht. Shannon versinkt nicht wieder in den Dornröschenschlaf der Jahrhunderte, aus dem es vor 30 Jahren geweckt wurde, als dort das erste Wasserkraftwerk Irlands entstand. Neue Industrieunternehmen wurden ins Land gerufen, die innerhalb der Zollfreiheitszone des Flughafens produzieren und die Vorteile des schnellen Lufttransports auswerten. So ist Shannon ein Symbol der neuen Zeit, die auch in Irland zwar spät, aber doch endgültig angebrochen ist.

Sie verlassen das Land

Sie klopft auch in Dublin, an der Ostseite der Küste, der Hauptstadt des Landes, an die Tür.

▲ „Die Grüne Insel“ wird Irland genannt. 75 v.H. des Exports sind auch heute noch landwirtschaftliche Erzeugnisse

Seit Jahrzehnten drängen ungezählte Menschen vom Land in die Stadt. Wer nicht „nach drüben“ ging, in die USA auswanderte, den treiben die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die mangelnden Arbeitsplätze in die Großstadt. Das war vor 40 Jahren so, das ist auch heute noch so.

Auch McCormick gehört zu den jungen Leuten, die vor einigen Jahren aus dem Westen des Landes nach Dublin kamen. Er arbeitet dort in einer kleinen Textilfabrik und verdient das Zweieinhalbfache von dem, was man ihm auf dem Lande in einer Stelle als Melker und Knecht gezahlt hätte. Aber er war kein Knecht, er war einer der drei Söhne eines Bauern, der einen Hof von 50 Morgen sein eigen nannte. Davon sechs Morgen unter dem Pflug. Als Donald noch seinem Vater half, waren es zehn Morgen. Aber seitdem er in Dublin lebt und sein Brot leichter verdient, hat sich der Vater auf die wenigen Morgen Acker beschränkt. Für einen Wochenlohn von 25 bis 30 Mark ist heute kein Landarbeiter mehr zu haben. Nicht einmal der Sohn war bereit, zu bleiben, denn zu viele Nachteile bringt das Leben auf dem Land seiner Meinung nach mit sich: schwere Arbeit, primitives Wohnen, weite Schulwege für die Kinder und so gut wie keine Abwechslung. Und so wie Donald denken Tausende junger Iren und haben Hun-

Familie McCormick aus Irland



▲ Wie ein Magnet zieht Dublin, Irlands Hauptstadt, die Menschen aus dem Innern des Landes an. Hier ein Blick auf die Hauptstraße mit der Nelson-Säule im Hintergrund

► McCormicks haben unter den mehr als 20000 Wohnungssuchenden in Dublin Glück gehabt: Sie erhielten eine kleine städtische Wohnung mit niedriger Miete

dertausende in der Vergangenheit gedacht. Die Folge: Die jährliche Auswanderungsquote beträgt rund 30000 Menschen. Irland hat heute weniger als drei Millionen Einwohner. 1830 waren es noch sechs. Und von den ansässigen Iren lebt jeder sechste in Dublin.

Immer noch fehlen viele Arbeitsplätze

Die McCormicks leben mit ihren vier Kindern in einer kleinen städtischen Wohnung. Eine winzige Küche, ein Wohnzimmer und zwei Schlafzimmer nennen sie ihr Reich, für das sie in der Woche rund fünf Mark Miete zahlen. Wegen ihrer vier Kinder haben sie bevorzugt diese Wohnung erhalten, die nur mit den einfachsten Möbeln ausgestattet ist. Nicht jeder in Dublin ist so günstig dran wie Donald McCormick. Mehr als 20000 Familien warten in der stetig wachsenden Stadt auf eine Wohnung, oft jahrelang. Doch der ständige Zustrom in die Hauptstadt macht nicht nur den Baubehörden Sorgen. Auch die Zahl der Arbeitslosen ist in Dublin besonders groß. Rund sieben Prozent der irischen Bevölkerung sind zur Zeit ohne Beschäftigung.

Ausländisches Kapital wird begrüßt

Gerade diese Tatsache, seit Jahrzehnten das schwierigste Problem dieses landwirtschaft-



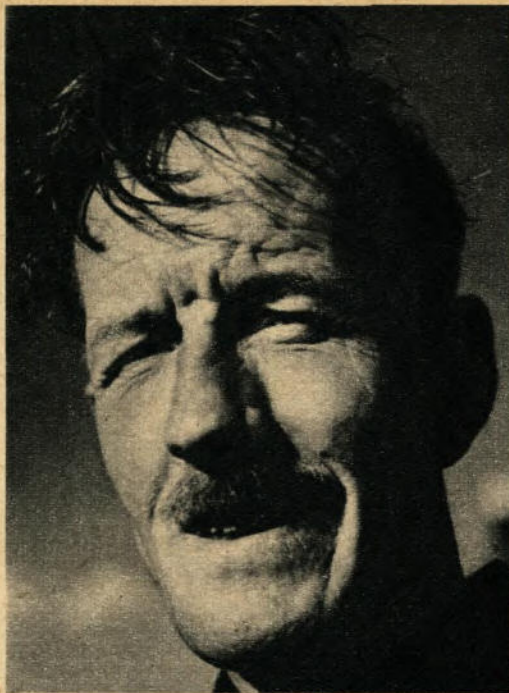
lich ausgerichteten Staates (75 Prozent des Exports sind landwirtschaftliche Produkte), bietet den Behörden einen Anknüpfungspunkt für ihre Bemühungen, mehr Industrie in Irland anzusiedeln. Da das eigene Kapital nicht ausreicht, haben die den Neugründungen eingeräumten Steuervorteile auch ausländisches Kapital, darunter deutsches, nach Irland gelockt. 1956 waren in ganz Irland nur fünf Industriebetriebe mit ausländischem Kapital gegründet worden, 1957 waren es zehn, 14 im Jahr 1958, 1959 schon 16 und 1960 bereits 30. Allein elf deutsche Firmen haben sich 1961 in Irland angesiedelt, um die brachliegende Arbeitskraft der Insel auszunutzen.

McCormick und seine Landsleute sind darüber recht froh. Denn für die Deutschen empfinden sie viel Sympathie, nicht zuletzt wegen ihres jahrhundertelangen Freiheitskampfes gegen England. Nach furchtbaren Blutopfern und mehreren vergeblichen Aufständen brachte den Iren das Jahr 1921 die politische Freiheit. Seitdem gibt es den irischen Freistaat – wenn auch unter Ausschuß Ulsters, das zum Leidwesen der irischen Nationalisten immer noch zu Großbritannien gehört.

Kinder Irlands

Noch hat das Industriezeitalter mit seinen Veränderungen erst die Oberfläche des irischen Lebens zu berühren vermocht. Aber wird das Besondere dieses Landes, in dem jeder noch Zeit hat für ein langes Gespräch, für ein Spielchen mit Freunden, für eine Wette bei den kaum

▼ Zu einem Gespräch – insbesondere während des Viehmarktes – fehlt es nie an Zeit, Gelegenheit und Stoff

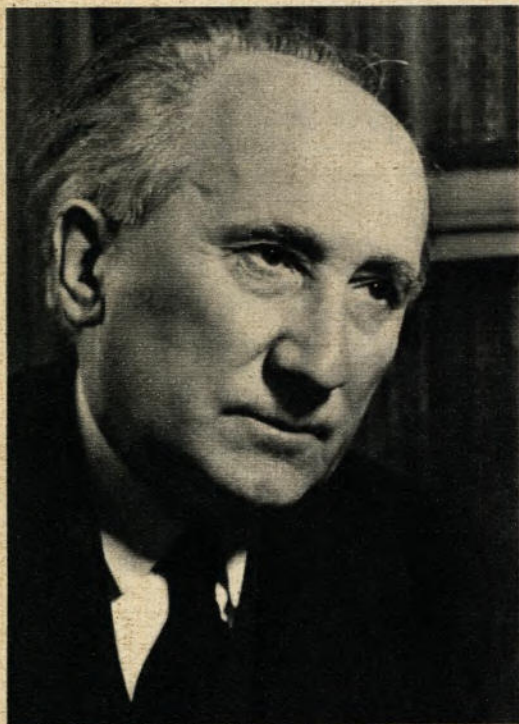


zu zählenden Pferde- und Hunderennen, für ein Glas Guinness-Bier – die Guinness-Brauerei ist nicht nur die größte Brauerei der Welt, sondern mit über 3000 Arbeitern auch das wichtigste Industrieunternehmen Dublins –, wird sich das Besondere dieses Volkes erhalten können? Donald McCormick zweifelt nicht daran. Er glaubt an das Einmalige, an das Unbesiegbare im Charakter dieses streitbaren, sentimental, stolzen und schnell zu Freude und Haß entflammten Volks. Und er hat Grund für diesen Glauben, wenn er an die vielen Landsleute denkt, die, in alle Welt zerstreut, sich immer noch als Kinder dieser windgepeitschten Grünen Insel im Atlantik fühlen. Dr. Bohmert

◀ Donald McCormicks Vater ist jetzt allein auf seinem kleinen Hof: Seine Söhne sind in die Stadt gezogen oder ausgewandert

▼ Nirgendwo in Irland ist man weiter als 60 Meilen vom Meer entfernt; überall riecht man das Meer, das die Insel umschließt





Romano Guardini, Professor für christliche Weltanschauung und Religionsphilosophie in der Fakultät für katholische Theologie an der Universität München, hielt vor einigen Jahren auf einem Eisenhüttentage vor den leitenden Persönlichkeiten der Eisen- und Stahlindustrie einen weithin beachteten Vortrag über das Verhältnis des Menschen zur Macht. Seine Ausführungen sind auch heute noch, vielleicht sogar noch mehr als damals, von so grundsätzlicher Bedeutung, daß wir sie nachstehend wiedergeben:

Wir wollen unsere Frage so angehen, daß wir uns vergegenwärtigen, wie der frühere Mensch sich in der Welt vorgefunden hat. Das wird uns, die wir im Besitz reicher Kenntnisse und Hilfsmittel sind, nicht leicht gelingen. Wir müssen es aber versuchen, weil erst auf diesem Hintergrund unser Problem deutlich wird. Dieser Mensch sieht sich von einer Natur umgeben, die er nicht versteht. Aus ihr kommen ihm Bedrängnis in unabsehbarer Art und Zahl. Die Unbilden der Witterung sind hart; Naturkatastrophen übermächtig; wilde Tiere gefährlich und die Mittel der Abwehr schwach; Krankheiten schwer; Heilmethoden nur ganz unentwickelt; Nahrung und Kleidung bloß mit Mühe und Gefahr zu gewinnen. Dem allen hat er eine höchst ungenügende natürliche Organisation entgegenzustellen, da er weder über die Geschwindigkeit des Tieres noch über dessen Waffen verfügt; seine aufrechte Haltung aber ihm zunächst mehr Gefahr als Nutzen bringt.

Gefährdeter als das Tier

Sagen wir es genauer: Da er kein Tier, sondern mehr und anderes, nämlich ein Mensch ist, und eben deshalb gefährdeter als das Tier, das sich mit seinen Organen und Instinkten ganz in die Umwelt einpaßt.

Im frühen Menschen lebt, wenn auch noch unfrei, der Geist. Der wird im Lauf einer im Vergleich zu den biologischen Entwicklungsperioden sehr kurzen Zeit den Zustand des Kulturmenschen schaffen. Am Anfang aber und im Vergleich zur Sicherheit des restlos in die Umwelt eingespielten Tieres wirkt er selbst gefährdend.

So muß der frühe Mensch Furchtbares an Entbehrung und Beschwerden durchgemacht haben. Auch Ängste unvorstellbarer Art vor den Mächten der Natur, die er nicht verstand und die infolge seiner großen, aber ungeklärten religiösen Erlebniskraft eine dämonische Schrecklichkeit hatten. Manches Bedrohliche in der Tiefe unseres Unbewußten stammt aus jener dunklen Zeit.

Der Mensch setzt sich aber zur Wehr; die frühesten Funde aus dem 30. und 40. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung beweisen es.

Und zwar ist die erste Waffe, die er gegen die Natur richtet, die Erfahrung. Aus Begegnung mit dem Höhlenbären weiß er: Wenn er sich so oder so benimmt, kann er sich retten. Schleicht er sich aus einer bestimmten Windrichtung an, dann kann er den Wildstier überlisten. Schwimmt er schräg abwärts, dann hilft ihm die Strömung des Flusses. So fügt er Erfahrung an Erfahrung und lernt. Sein Verhalten wird sicherer; der Erfolg leichter. Er gibt das Gelernte an seine Kinder weiter, und sie setzen mit besseren Chancen an.

Dabei hilft ihm, was wir „Instinkt“ nennen: die unwillkürliche Einfühlung in die Umwelt; der Sinn für Gefahren und deren Abwehr; das unmittelbare Empfinden für Dinge, die seinen Bedürfnissen entsprechen.

Sofort setzt auch die Herstellung des Werkzeuges ein. Der Mensch stellt fest, daß er mehr bewirkt, wenn er mit einem Stein, als wenn er mit der bloßen Faust schlägt; noch mehr, wenn der Stein geschärft ist; abermals mehr, wenn er den so zubereiteten Stein an einen Stock bindet. So erhöht er seine Fähigkeit, einer Gefahr zu begegnen oder ein Begehrtes zu erobern.

Das einfache Werkzeug bleibt im unmittelbaren Gefüge der Körperfunktionen; der Mensch findet aber anderes. Er stellt zum Beispiel fest, daß er Holzstücke und Steine zu einem Ganzen anordnen kann, in dem sich das Beuteltier fängt: die Falle. Das heißt, er lernt, Naturenergien einzufangen und so zu lenken, daß bestimmte Wirkungen entstehen: die Apparatur; das objektive, in sich gefügte Ganze, in

welchem Naturkräfte zu bestimmten Leistungen gezwungen werden.

Aus dem Fortgang der Erfahrung, aus der Sicherheit des Instinkts, aus der Geschicklichkeit im Zurichten und Zusammenordnen vorgefundener Materialien entsteht so die Welt der Hilfsmittel, mit denen der Mensch sich der Natur erwehrt oder auch sich ihrer bemächtigt. Was aber diesem Zusammenhang seine eigentliche Entschiedenheit gibt, ist, daß der Mensch nicht nur zufällige Erfahrungen im Gedächtnis behält und weiterführt, sondern die Vorgänge geistig versteht: daß er Regeln für ihren Ablauf findet; Gründe, warum dieser so und nicht anders geht usw. – was alles, allmählich im Fortgang der Geschichte, zur exakten Kenntnis der Natur und ihrer Gesetze führt.

Wenn ich einen Stein aufhebe

So macht der Mensch sich immer entschiedener zum Herrn der Natur. Dabei wird ein Prinzip wirksam, das wir das Gesetz der Zweiseitigkeit nennen wollen: Wenn ich einen Stein aufhebe, um damit zu werfen, strengt das Heben seines Gewichts mich an. Wenn ich etwas in Besitz nehme, muß ich es bewahren und verteidigen; ja, schon die einfache Tatsache des Hebens verändert meine Haltung. Das heißt: Der Mensch kann keine Wirkung ausüben, ohne selbst eine Gegenwirkung zu erfahren. So oft er etwas ergreift, wird er selbst ergriffen.

Aus alledem entsteht ein höchst vielfältiges Wirkungsgefüge: Die Lebensbedürfnisse finden Befriedigung. Die seelisch-geistigen Anlagen entfalten sich. Der Wertgehalt des Daseins steigt. Jenes so außerordentlich vielschichtige und vielsinnige Ganze bildet sich, worin Gegenständliches und Persönliches in eins gewoben ist, das wir dann „Kultur“ nennen.

Darin überwindet der Mensch jenes erschütternde und demütigende Grunderlebnis, von welchem die Rede war: das Ausgeliefertsein an die Natur, die Angst vor ihr.

Je mehr Macht über die Natur, desto weniger Angst, desto freieres Lebensgefühl, desto reicheres Dasein.

Problematische Macht

Ist das nun die volle Formel für das Verhältnis des Menschen zur Natur?

Die Gesinnung, welche die Neuzeit beseelt, sagt so. Wir können sie in folgenden Sätzen ausdrücken: Der Gang der Geschichte bedeutet einen beständigen Fortschritt zu größerer Beherrschung der Dinge. Dadurch steigen die Sicherheit, die Wohlfahrt, die Selbstentfaltung, das Glück des menschlichen Daseins. Darin liegt der Sinn der Geschichte. Geschichte bedeutet schlechthin Fortschritt. Ist das wahr? Es ist wahr, solange der Mensch

Wahrheit wird weniger

den Weltstoff, den er in Besitz nimmt, auch persönlich verarbeiten kann. Solange also die Gegenwirkung, die vom Ergriffenen auf ihn zurückgeht, die Gesundheit seines Körpers, die Erlebniskraft seines Geistes, den sittlichen Adel seiner Person hebt. Die Geschichte sagt uns aber, daß das durchaus nicht immer der Fall war. Daß vielmehr immer wieder Übersättigungen eintraten, in denen der Mensch den ergriffenen Weltstoff nicht mehr zu verarbeiten, die gewonnenen Energien nicht mehr richtig zu lenken vermochte. Daß er nicht mehr imstande war, eine Ordnung der Werte zu erkennen und danach zu handeln; kein klares Bewußtsein für die Richtung des aufbauenden oder des zerstörenden Tuns hatte; der Zwang der materiellen, politischen, sozialen Zustände stärker war als seine Freiheit.

Wohl wird der Mensch durch steigende Macht über die Natur sicherer, freier, schöpferischer; aber nur, solange er die alles entscheidende Frage, welche lautet: „Macht – wozu?“ richtig beantwortet. Denn Macht gewinnt ihren Charakter erst durch das, was mit ihr getan wird. Tut aber der Mensch, der Macht hat, mit ihr immer das Richtige? Erfahrung wie Geschichte zeigen, daß das durchaus nicht der Fall ist, daß er mit ihr auch die törichtesten, bösesten Dinge tun kann.

Man sagt: Es gibt doch das, was wir Vernunft und Sittlichkeit nennen! Gewiß, es ist aber von der Freiheit getragen, muß es sein, weil es sonst zur bloßen Funktion würde, und die Freiheit kann man nicht sichern.

Und die Erziehung? Sie ist sehr wichtig; tatsächlich setzen denn auch die Fortschrittgläubigen ein geradezu religiöses Vertrauen in die verschiedenen pädagogischen Bemühungen. Sie sind überzeugt, Erziehung werde alles zum immer Besseren lenken. Was dafür gesagt werden kann, liegt auf der Hand; im Kern ist die Vorstellung aber genauso fragwürdig wie die vom stetigen Fortschritt. Denn zutiefst lebt der Mensch aus seiner Entscheidung, und die ist frei. Mit jedem Menschen fängt die Geschichte wieder von neuem an.

Kann der Mensch wirklich alles?

Geht man aber der Sache an den Kern und fragt: Was drückt sich denn in der Entscheidung aus, was lenkt sie, dann lautet die Antwort: Die Gesinnung des Menschen. Und dringt man noch einmal tiefer und fragt, wie denn diese Gesinnung sei – so kann man nur noch erwidern: Du bist ja selbst ein Mensch. Schau in dich hinein. Sollten aber Unklarheiten darüber bestehen, was das heißt: Menschsein, dann brauchen wir zur Verdeutlichung nur die letzten vierzig Jahre der Geschichte mit ihrem nicht zu begreifenden Irrsinn und ihrer nicht auszumessenden Gewissenlosigkeit heranzuziehen.

Im Licht dieser Einsicht bildet es also durchaus nicht nur einen Anlaß zur Beruhigung, wenn man sieht, wie die Macht des Menschen über die Natur – ebenso wie über seinesgleichen – beständig und in immer rascherem Zeitmaß wächst. Derart rasch und allgemein, daß man weithin einem merkwürdigem Gefühl begegnet: Der Mensch könne grundsätzlich alles. Wenn das zu übermütig klingt, kann man auch dafür sagen: Beliebiges. Natürlich kommt man überall an Grenzen, und eine Katastrophe nach der anderen warnt. Das Grundgefühl ist doch so und sagt: „Wenn wir nur lang genug forschen, genau genug experimentieren, Erfahrung an Erfahrung reihen, dann können wir alles, was wir wollen!“ Und daß die Haltung dieses Gefühls so wenig von Rausch und Enthusiasmus an sich hat, so nüchtern und sachlich ist, macht gerade seinen Charakter aus.

Damit sind wir dem nahegekommen, was die Gefahr der Macht bildet. Sie liegt einmal in der Tatsache, daß die Macht, die den Menschen in stand setzt, die Natur zu bezwingen, auch das Mittel ist, das er gegen den anderen Menschen, die andere soziale Gruppe, das andere Volk richten kann, um sie zu unterwerfen oder zu zerstören. Und wer entscheidet, ob etwas Derartiges in Gang kommt? Der Mensch selbst – jeweils der, der die Befehlsgewalt hat. Ein Gemeinplatz, nicht wahr? Ich glaube aber, es ist ein Zeichen wachen Geistes, über Gemeinplätze nachdenklich werden zu können, da sie die Voraussetzungen der Grundwahrheiten sind, die das Dasein tragen.

Untertan der eigenen Macht

So kommt es darauf an, wieweit jener, der Macht hat, Normen anerkennt, die über der Macht und den durch sie erreichbaren Zwecken stehen – auch über dem Staat; auch in der drängendsten Lage. Wieweit er fähig ist, sie in der gegebenen Situation zu erkennen, und stark genug, sie gegen die einleuchtendsten Antriebe politischer, wirtschaftlicher, gefühlsmäßiger Art durchzusetzen. Die Ereignisse der letzten Jahrzehnte aber haben uns gezeigt, was das konkret besagt – bei uns, und bei den anderen Völkern; allen, keines ausgenommen. Und noch eine weitere Frage meldet sich: Richten sich die Gefahren der Macht nur gegen den anderen?

Schon Sokrates würde gesagt haben: „Mein Freund, du vergißt den, der im Fall des Mißbrauchs am tiefsten geschädigt wird, nämlich jenen, der die Macht übt!“ Auf den Einwand aber, der werde sich schon zu schützen wissen, hätte der alte Weise geantwortet: „Der Machtgebrauch hat aus sich selbst ein Gefälle zu immer schärferem Gebrauch hin; das heißt, zu jenem, der jede Norm verachtet, außer der des Erfolgs.“ Und Sokrates hätte weiter gesagt: „Siehst du nicht, daß ein Mensch, der solches

tut, eine lebendige Lüge ist? Daß er glaubt, zu herrschen, in Wahrheit aber selbst beherrscht wird?“ Wenn dann der Partner im Dialog fragte: „Wodurch denn? Er kann doch tun, was er will!“ – hätte der Meister geantwortet: „Seine eigene Macht ist es, die über ihn herrscht. Er tut nicht mehr, was dem rechten Gang der Dinge entspricht, sondern wozu ihn der Machttrieb drängt.“

Die Macht ist aufbauend, solange der, der sie innehat, unter der Norm des Guten steht. Solange er das Gleichgewichtssystem des Daseins überblickt, in welchem jeder Impuls an einer Stelle Veränderungen an anderen hervorbringt, jeder gewonnene Wert mit dem Verlust anderer bezahlt wird. Solange er den sittlichen Ernst hat, sich dafür verantwortlich zu halten und das Richtige zu tun. Geschieht das nicht, dann wendet die Macht, die in so langer Anstrengung gewonnen worden ist, um das Leben zu fördern, sich gegen dieses Leben selbst.

Kleine Bestandsaufnahme

Der moderne Mensch hat in reichstem Maße jene Begabungen entwickelt, die nötig sind, um das hervorzubringen, was wir Wissenschaft und Technik nennen. Daraus ist eine unabsehbare Fülle von Gütern und Lebenshilfen und, mit ihnen, eine ungeheure Macht über das Dasein erwachsen. Hat er aber auch die menschlichen Voraussetzungen, die erforderlich sind, um das alles so zu bewältigen, daß eine wirkliche Kultur entsteht? Eine Ordnung, in der der Mensch als Mensch in Freiheit und Ehre leben kann? Noch radikaler gefragt: Besitzt er alle Anlagen und Kräfte, die zum vollen Wesen des Menschen gehören?

Wenn ich recht sehe, hat der Mensch der Neuzeit, als er das Ungeheure leistete, das in den letzten fünf Jahrhunderten geleistet worden ist, eine Veränderung erfahren. Bestimmte Kräfte in ihm sind immer stärker, feiner, genauer – andere aber schwächer, stumpfer und unsicherer geworden. Kräfte und Haltungen, die da sein mußten, wenn vom vollen Menschen die Rede sein sollte, sind verlorengegangen. Er ist unvollständig geworden.

Versuchen wir eine kleine Bestandsaufnahme. Der Mensch ist ein redendes Wesen. Er besitzt die hohe Fähigkeit des Wortes, durch das er zum anderen Menschen hin ausspricht, was er weiß, und so mit ihm Gemeinschaft in der Wahrheit gewinnt. Dieses Wort ist dann voll, wenn es aus wirklichem Sehen, Wissen, Innehaben kommt. Das ist aber nur der Fall, wenn im gleichen Menschen auch das Schweigen ist. Und „Schweigen“ bedeutet nicht nur etwas Negatives: daß gerade nicht geredet werde, sondern etwas im höchsten Maße Positives: eine innere Stille, eine gelöste Lebendigkeit und Tiefe. Denken Sie an den inneren Reichtum, den Sie empfinden, wenn Sie auf einer einsamen Berghöhe sitzen – oder an die friedliche Fülle, wenn Sie mit einem Freund zusammen sind und jenes gute Schweigen entsteht, in dem man sich näher ist, als in aller Rederei...

Wir brauchen aber nur in die uns umgebende Gegenwart zu blicken, um zu sehen, in welch erschreckendem Maße dieses Schweigen verschwunden ist und immer weiter verschwindet; wie das Gerede überhand nimmt, der Lärm wächst. Außen und, vorher, innen; denn der innere Zustand auch derer, die gerade nichts sagen, ist oft alles andere als Schweigen; vielmehr ein seelisches Wortemachen, das nur zufällig nicht hinaustritt. Und als ob es an der unmittelbaren Rederei noch nicht genug wäre, schafft sich der Mensch unserer Tage noch das Heer der Sprechmaschinen!

So gehört denn auch nur wenig Beobachtungsgabe dazu, um zu merken, wie das Wort immer dünner und wohlfeiler wird; an Ernst, Tiefe und menschlicher Fülle verliert – von der Verwilderung, die mit der Sprache als solcher vor sich geht, gar nicht zu reden.

Der Mensch ist tätig; er dringt vor, kämpft, erobert, arbeitet, gestaltet. Er wird Herr der Dinge, Baumeister, Regent und Gesetzgeber der Welt...

Zum Leben des gleichen Menschen gehört aber auch die Fähigkeit, zu ruhen. Und wirkliches Ruhen bedeutet nicht nur etwas Negatives, daß einer gerade nichts tue – vielmehr den Gegenpol zum Tun, so, wie das Schweigen den Gegenpol zum Wort. Ruhe ist eine andere Art von Leben, in sich selbst schwingend, ebenso intensiv wie das Tun, nur von anderer Art. Und erst aus diesem Ruhen bekommt der Akt seine Frische, seine Sicherheit, das Neue und Schöpferische...

Rückkehr ins Innere

Wieder ist kein Zweifel, daß die Ruhe immer mehr verschwindet. Nehmen Sie ein Gleichnis für das Gemeinte: Die alte Kunst kannte das Bild des gesammelt Sitzenden, denken wir an die ägyptischen oder romanischen Statuen. Welche Ruhe in ihnen! Und wahrhaftig nicht deshalb, weil die Künstler nicht fähig gewesen waren, Aktion zu zeigen, sondern weil sie anderes darstellen wollten: die stille Gegenwärtigkeit des Menschen; des ganzen Menschen, seines Körpers wie seines Geistes. Vergleichen Sie damit die Bilder schon der Renaissance: Die Dargestellten können oft schon nicht mehr wirklich sitzen – von einem echten Thronen überhaupt nicht zu reden –, sondern sie haben sich nur zwischen einem Tun und dem anderen kurz niedergelassen, werden aber gleich wieder aufstehen und Aktion beginnen.

Zum menschlichen Leben gehört der Akt, der sich aus dem Inneren hinausrichtet: der Weg ins andere, das Streben zur Begegnung mit Mensch und Ding. Darin erfährt er das Fremde, bewährt sich an ihm, durchdringt und erobert es... Der gleiche Mensch kann aber auch in sich selbst zurückkehren; bei sich sein, seiner selbst inne, seiner inneren Welt mächtig werden. Auch das bedeutet nicht nur, daß kein anderer da wäre, mit dem er es zu tun hätte, sondern etwas Positives: das Einsamsein; eins mit sich als dem lebendigen Gegenpol zum All. Dorthinein trägt der Mensch, was er draußen ergriffen hat; gibt sich Rechenschaft darüber, eignet es sich ein, und es entsteht, was wir den Weltreichtum einer Persönlichkeit nennen.

Abermals zu sagen, daß die Fähigkeit zur Rückkehr ins Innere, zum Alleinsein mit sich selbst beständig abnimmt. Immer mehr ist der Mensch „draußen“. Immer häufiger mit anderen zusammen. Weiter und weiter veröffentlicht er sich; zeigt er und wird er gezeigt, in Versammlungen und Interviews, in Zeitungen, im Radio, im Fernsehapparat, in der Wochenschau usw. Die Privatsphäre wird immer schwächer; die Wohnung verliert zusehends an Bedeutung. Stets greller tritt im Charakterbild unserer Zeit ein Zug hervor, den man nur als Verlust der Scham bezeichnen kann.

Nur das Wissen wächst

Ist aber dieses Immer-draußen-Sein, diese stets weiter dringende Verflüchtigung des Innenbereichs nicht vor allem daran schuld, daß der moderne Mensch so leicht von der Propaganda regiert, in Organisationen gepackt und – trotz allen Redens von Demokratie – durch Staat und Behörde beherrscht werden kann?

Der Mensch hat die ebenso gewaltige wie geheimnisvolle Fähigkeit des Erkennens. Er vermag, was ist, in sich hereinzunehmen und es in jene Form des Besitzes überzuführen, die wir „Wissen“ nennen. Er kann darüber hinaus das intellektuell Gewußte durchfühlen, durchleben und so zu dem vordringen, was wir „Verstehen“ nennen, worin das Wesen des Dings klar wird, sein Sinn sich erschließt, und der Geist die Bedeutungsmacht des Seienden erfährt.

Sie werden aber, hoffe ich, einem Mann, der seit mehr als dreißig Jahren in der Universitätsarbeit steht, ein Urteil zutrauen, wenn er Ihnen sagt: Das Wissen, das intellektuelle Beherrschen nimmt beständig zu; in einem so ungeheuerlichen Maß, daß es den Menschen förmlich überstürzt – das immer bedrohlicher werdende Problem der Universität und überhaupt der Berufsausbildung wurzelt ja zum großen Teil hierin –, jenes Tiefere aber, das aus dem inneren Schauen und Durchleben hervorgeht, das Verstehen des Wesens, das Begreifen aus dem Ganzen heraus, das Erfahren des Sinnes, wird immer schwächer. Das kommt nämlich nur aus dem inneren Gegenüber der Kontemplation; die aber braucht Stille, Ruhe, Sammlung, und die gehen überall verloren. Das Wissen wächst, die Wahrheit wird weniger.

Damit hängt etwas Weiteres zusammen. Der Mensch vermag zu unterscheiden zwischen Recht und Unrecht, wertvoll und wertlos, nichtig und wichtig, Nebensache und Hauptsache, Mittel und Zweck. Er kann das, was ist, nicht nur feststellen, sondern auch seinen Wert erfahren, zu ihm Stellung nehmen, es bejahen oder verneinen. Doch vermag er das nur, wenn ihm klargeworden ist, was rechtes Leben bedeutet, was dessen Ordnungen sind und wo sein Sinn liegt.

Diese Klarheit nimmt aber zusehends ab, denn sie setzt Konzentration voraus. Die Masse der Erscheinungen überflutet die Fähigkeiten der Unterscheidung. Die Menge der Reize macht unfähig zu sehen, was hinter ihnen steht. Das Gerede in Zeitung und Rundfunk verwirrt den inneren Sinn. Immer schwerer wird es dem heutigen Menschen, die Rangordnung der Werte zu sehen, zwischen Mittel und Zweck, Hauptsache und Nebensache zu unterscheiden und zu einem echten Urteil zu gelangen.

Immer stärker ausgeliefert

Das war nur eine ganz kurze Skizze. So viel dürfte sie aber wohl doch klagemacht haben: daß hier zwei Reihen laufen; zwei Grundformen menschlicher Lebendigkeit; zwei Weisen menschlichen Verhaltens, der Welt wie sich selbst gegenüber.

Nennen wir sie, mit einer alten Bezeichnung, das aktive und das kontemplative Verhalten. Das erste ist jenes, in welchem der Mensch von sich weg in die Dinge hinausgeht. Es richtet sich auf ein Ziel, greift an und wird eben damit, kraft jenes Gesetzes der Zweiseitigkeit, vom Objekt ergriffen. Das andere sucht die eigene Mitte; findet dort seinen Standpunkt; gewinnt Distanz zu den Dingen und ist ihnen gegenüber frei.

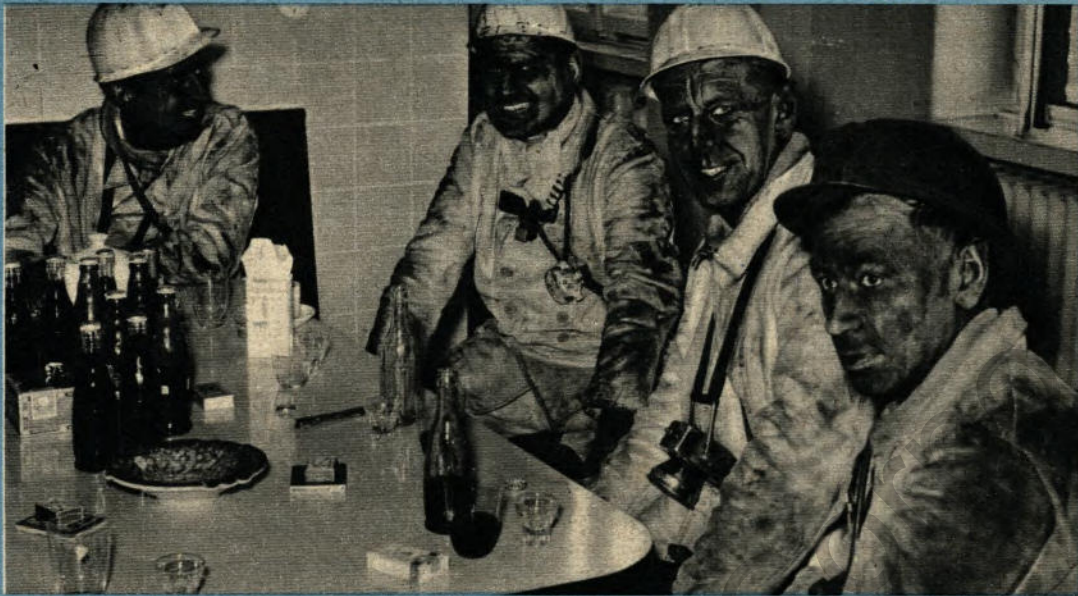
Das erste Verhalten bestimmt seit einem halben Jahrtausend das Leben des modernen Menschen und ist im Lauf der Zeit immer stärker geworden. Das andere wird immer fremder, verliert an Kraft und Geltung. Die Wirkung aber ist, daß die Fähigkeit des Menschen, in sich selbst zu stehen, Stellung zu nehmen, zu urteilen; die Fähigkeit, zu überblicken, zum Sinn durchzudringen, Ordnung zu schaffen, immer weniger wird. Daß er sich immer an das ausliefert, was in der Zeit vor sich geht.

PASSIERT NOTIERT FOTOGRAFIERT

► Am 23. und 24. Juli besuchten uns fünfzig Betriebsratsmitglieder der Württembergischen Firma Groz-Beckert KG, der größten Strick- und Wirknadelfabrik der Welt, in der täglich bis zu drei Millionen Strick- und Wirknadeln hergestellt werden. Bei ihrem zweitägigen Aufenthalt im Ruhrgebiet besichtigten die Gäste die Westfalenhütte, die Schmiedag und unsere Schachtanlagen. Was sie bei uns gesehen und erlebt haben, wird bald in ihrer Werkzeitschrift „Der Nadler“ stehen. Und da dieser Bericht gewiß auch für uns sehr aufschlußreich sein wird, wollen wir ihn nach Erscheinen veröffentlichen. – Unsere Bilder entstanden nach der Grubenfahrt auf den Schachtanlagen Fürst Leopold-Baldur (oben) und Radbod. Die Aufnahme auf Radbod zeigt Erich Groz (zweiter von rechts), Werksleiter der Firma Groz-Beckert KG, Betriebsratsmitglied Anton Kalk (rechts), Dr. Harald Koch (links) und Bergassessor a. D. Erich Eichholtz, Betriebsdirektor der Schachtanlage Radbod.

▼ Auch vierzig Studenten der Technischen Hochschule in Darmstadt kamen kürzlich zu uns, um die Betriebe der Westfalenhütte kennenzulernen. Die Studenten waren von unseren neuzeitlichen Werken sehr beeindruckt und stellten in einem lebhaften Gespräch mit Dr. Ochel, Dr. Koch und Dr. Schulte vom Vorstand der Hoesch AG viele Fragen. Geführt wurde die Gruppe von Professor Klöppel, dem Leiter des Instituts für Statik an der Technischen Hochschule Darmstadt, der zugleich den stellvertretenden Vorsitz im Wissenschaftsrat führt und Vorsitzender der Forschungsgemeinschaft ist und den mit uns – vor allem mit den Walzwerken Hohenlimburg – schon seit Jahren eine gute Zusammenarbeit verbindet (auf unserem Bild im Regenmantel).





► Die Ausbildung in unseren Betrieben und der Wohnungsbau unserer Werke standen im Mittelpunkt des Interesses einer Gruppe indischer Pädagogen, die als Gäste der Friedrich-Ebert-Stiftung Deutschland bereisen. Sie unterrichteten sich während ihres Besuches bei uns über alle Sozialeinrichtungen und verweilten besonders lange in der Lehrwerkstatt der Westfahlenhütte, in der auch unser Bild entstand. Leiter der Studiengruppe ist Major Ramchandra (zweiter von rechts).



50 JAHRE BEI UNS



Karl Hagedorn steht im September seit 50 Jahren in den Diensten von Hoesch. Er hat am 16. September 1912 in der Fräselei der Maschinenfabrik Deutschland die Arbeit aufgenommen. Nach einem Jahr wurde er an der Universal-Fräsmaschine angelernt. Bald danach brach der erste Weltkrieg aus, er wurde eingezogen und kehrte erst 1918 wieder an den alten Arbeitsplatz zurück. 1925, als man in der Fräselei die Scheibenfräsmaschinen durch Zahnrad-abwälzfräsmaschinen ersetzte, wurde er Gruppenführer. Seit 1939 arbeitet er als Vorarbeiter. Karl Hagedorns Hobby ist der Fußballsport. Zu den Borussen gehört er nun schon genau so lange wie zur Maschinenfabrik Deutschland. Lange Jahre war er im Vorstand des Vereins, bei dem er heute noch Mitglied des Ältestenrates ist.



Am 3. September beging Gustav Rist sein fünfzigstes Arbeitsjubiläum. Er hat vor fünf Jahrzehnten in der „Maschinenabteilung Hochofen“ des damaligen Eisen- und Stahlwerks Hoesch als Laufjunge angefangen. Bald darauf arbeitete er in der Dampfzentrale, im Pumpenhaus 1 und bei der Schlackengranulierung. Ab 1915 bediente Gustav Rist als zweiter Maschinist nacheinander die Aufzüge der Hochöfen 6 und 7. Mit 19 Jahren fuhr er einen Dampfkran, und von 1925 bis 1936 gehörte er der Werkstattkolonne am Hochofen an. Mit der Betreuung der gesamten Wasser- und Gasversorgung der Hochöfen und Pumpenhäuser übernahm er 1936 eine Aufgabe, die er 18 Jahre versah – so lange, bis er krankheitshalber eine leichtere Arbeit im Pumpenhaus 3 erhielt. Von 1956 bis 1959 steuerte Gustav Rist dann noch einmal die Zubringeraufzüge. Heute überwacht er die Koksventilatoren der Westfahlenhütte.

Die Marienkirche in Dortmund

Immer wieder reizvoll ist die Begegnung von Vergangenheit und Gegenwart, die wir am augenfälligsten und eindrucksvollsten im spannungsreichen Nebeneinander alter und neuer Bauten erleben können. Seit je verhilft die Kenntnis des Alten zum besseren Verständnis des Neuen, und deshalb berichteten wir auch schon in WERK UND WIR wiederholt über Zeugen der Vergangenheit, die sich durch die Zeiten hin erhalten haben und auch heute noch zu uns sprechen. Der folgende Bericht ist der Dortmunder Marienkirche gewidmet; er ist einer Arbeit entnommen, die Ministerialdirigent Dr. Fütterer, der Leiter der Hochbauabteilung des nordrhein-westfälischen Ministeriums für Landesplanung, Wohnungsbau und öffentliche Arbeiten, im Jahr 1936 veröffentlichte.

Der Kirchenbau ist den Menschen des Mittelalters Gottesdienst im eigentlichen schönsten Sinne des Wortes gewesen. Und wie heute noch wahre Religiosität nicht von sich reden macht, so haben die Erbauer unserer gewaltigen Dome und Münsterkirchen nie Aufhebens von ihren Werken gemacht. Oft wurde nicht einmal die Tatsache des Bauvorganges aufgezeichnet. Durch die zahlreichen Stadtbrände und Kriegsverwüstungen sind auch die wenigen Urkunden und Belege über die Bauvorgänge häufig vernichtet worden. So sind wir für die Erforschung des Werdens und der Schicksale unserer Baudenkmäler zu allermeist auf die vergleichende Kunstgeschichte angewiesen. Die Exaktheit dieser Methode wächst in dem Maße, mit dem sich das Netz der durch sorgfältige Vergleiche unantastbar fest datierten Denkmäler verdichtet.

Älteste Nachrichten aus dem Jahr 1066

Die ältesten Nachrichten von der Marienkirche in Dortmund berichten, daß ein römischer Kaiser die Kapelle zu St. Marien gestiftet und erbaut habe. Die Zeit der Stiftung setzen die älteren Dortmunder Geschichtsschreiber auf das Jahr 1066. Dieses Gründungsdatum kann sich nur auf eine nicht mehr vorhandene einschiffige Kapelle beziehen. Der Befund des von dieser Anlage aufgedeckten Mauerwerkes gibt zwar keinen Anhaltspunkt über die Entstehungszeit, trotzdem gestattet er den Schluß, daß die Mauern nicht allzu lange vor der dreischiffigen Anlage errichtet sein können.

Stifter und Bauherr der Kapelle wäre demnach Heinrich IV., der damals gerade erst zu Worms (1065) die Schwertleite empfangen hatte. Wir vermuten, daß sich der Kölner Erzbischof Anno in den vorangehenden Jahren, während er die Regentschaft führte und Heinrich in seiner Obhut hatte, auf Kosten des Reichsgutes bereichert und so auch die alte Dortmunder Königspfalz eingesteckt hat. Der junge Heinrich, der dem hochmütigen Anno innerlich abgeneigt war, ließ ihn nach seiner Schwertleite in Ungnade fallen. Heinrichs Anwesenheit in Dortmund ist allerdings nur für das Jahr 1068 bezeugt, und so mag er gelegentlich dieses Besuches den Kapellenbau begonnen haben.

Barbarossas Baumeister begannen den Bau

Wie lange dieser Kapellenbau bestanden haben mag, können wir wiederum nur aus allgemeingeschichtlichen Daten schließen. Während die

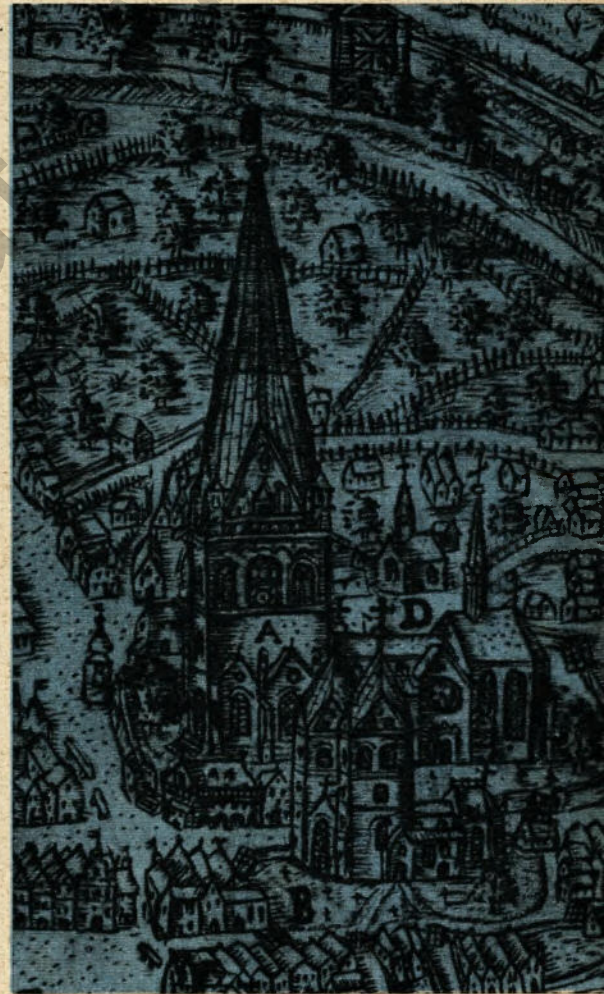
◀ *Eindrucksvoll und für den Kern der Dortmunder Innenstadt charakteristisch sind die beiden Kirchen St. Marien (im Vordergrund) und St. Reinoldi, die ehemals durch eine schmale Häuserzeile getrennt waren. Unser Aufsatz beschreibt das wechselvolle Schicksal der Marienkirche, die fast genau vor 900 Jahren gestiftet wurde*





◀ Über 200 Jahre – von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts – erstreckt sich die Baugeschichte der Marienkirche, bis sie die Weite und Großzügigkeit besaß, die die Ratsgeschlechter von ihr erwarteten

▼ Nach dem großen Dortmunder Stadtbrand von 1232 erhielt die wiederaufgebaute Marienkirche zwei Türme aufgesetzt, von denen einer 1805 abgetragen werden mußte. Unser Ausschnitt aus einem Stich des Mittelalters läßt die ursprüngliche Gestalt der Kirche gut erkennen



weitere Regierungszeit des bürgerfreundlichen Heinrich IV. der Stadt offenbar einen bedeutenden Auftrieb brachte, hören wir, daß sein Sohn und Nachfolger Heinrich V. in seinen Kämpfen mit den aufsässigen Fürsten und dem Kölner Erzbischof zweimal „seine getreue Stadt“ den Feinden preisgeben mußte, die sie jedesmal bis auf den Grund zerstörten. Es liegt auf der Hand, daß die neue Salierpfalz mit ihrer Kapelle vorweg der Wut der Aufständischen zum Opfer fiel. In diesem Zustand wird das Gelände einige Zeit gelegen haben, bis durch den Regierungsantritt des ersten Staufers Konrad III. (1138) wieder Recht und Ordnung einzogen. „Von ihm hat die Stadt das erste und bekannte Privileg erhalten“ (Luise von Winderfeld). Unter ihm oder spätestens in den Regierungsanfängen seines Nachfolgers Friedrich I. wird der Neubau der heutigen Marienkirche in Angriff genommen worden sein.

Nach dem Zeugnis der münsterischen Bischofschronik war Barbarossa oft in Dortmund und hielt hier Tagungen mit den Großen des Landes ab. Eine andere Chronik berichtet: „Nachdem der Brand geschehen war, kam Kaiser Friedrich in diese Stadt und erbaute sie wieder und legte sein Hofgericht zwei Jahre lang hierher, damit viele Fremde hierher kommen sollten.“ Im Gefolge des in Süddeutschland verwurzelten Kaisers haben wir uns süddeutsche Bau-sachverständige zu denken, auf deren Anregung die Anlage kein Querschiff erhielt, sondern vielmehr auf gewölbte Seitenschiffe angelegt wurde. Im ersten Bauabschnitt wurden die mächtigen für die noch ungewöhnliche Wölbung berechneten Umfassungswände mit ihren altertümlichen Wandvorlagen errichtet. Der Bau begann im Osten, weil man so den Chor schon benutzen konnte, während noch weitergebaut wurde. Nachdem im Anschluß an die

Chorpartie die ersten Seitenschiffsjoche fertig waren, müssen die Bauarbeiten gestockt haben, denn erst um die Wende zum 13. Jahrhundert ist das heutige Langhaus der Marienkirche vollendet gewesen und geweiht worden.

Die Ratsgeschlechter wollten Platz

In dieser Form hat die Kirche bis zum großen Dortmunder Stadtbrand (1232) unverändert bestanden. Dem Brand fiel vermutlich der Dachstuhl und die mit ihm verbundene Holzdecke zum Opfer. Das Mittelschiff der Ruine mußte neu eingedeckt werden. Inzwischen war man im Überwölben weiter Spannungen in beträchtlichen Höhen nicht mehr so ängstlich. Nach dem Wiederaufbau wurde die Marienkirche endlich auch zur Pfarrkirche erhoben und bekam als solche 150 Häuser zugewiesen. Nun wurden der Anlage auch die beiden West-

türme hinzugefügt. Daß man sie einfach auf die westlichen Seitenschiffsjoche aufsetzte, war außerordentlich kühn.

Schließlich ist wohl auch im Anschluß an den Stadtbrand von 1232 der Hauptchor nach Osten verlängert worden. Diese Maßnahme hatte ihren Grund darin, daß die Kirche von ihrer Erhebung zur Pfarrkirche an die Stellung einer Marktkirche eingenommen haben wird. Die Ratsgeschlechter wollten von jetzt an vermutlich ihre Kirchenplätze im Chor haben. Dieser reichte in seinen ursprünglichen Abmessungen für einen solchen Zweck aber bei weitem nicht aus, so daß man ihn so weit wie möglich nach Osten erweitern mußte.

Weil die Pfarre immer größer wurde und auch Platz für weitere Nebenaltdäre, die damals in immer größerer Zahl gestiftet wurden, geschaffen werden mußte, war es im weiteren Verlaufe des 13. Jahrhunderts nötig, die östlichen Teile der Seitenschiffe umzubauen und die mächtigen romanischen Mauern möglichst tief auszunischen. Gleichzeitig wölbte man damals die beiden östlichen Joche des nördlichen Seitenschiffes neu ein.

Wie bei den bisherigen Bauvorgängen sind wir auch bezüglich des Abbruches der romanischen Chorpartie auf Vermutungen angewiesen. Gestützt auf das Ergebnis der stilkritischen Betrachtung können wir die Neugestaltung der Chorpartie in das dritte und vierte Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts verlegen. Mit der Errichtung dieses herrlichen Raumes wurde der Gemeinde sicher ein langgehegter Wunsch erfüllt:

eine weite großzügige Halle zu besitzen, die ein Raumgefühl vermittelte, wie es das Langhaus der benachbarten Reinoldikirche gab. Dieses Streben nach Raumweite war und ist dem Westfalen eigen, weil er die unbegrenzte Weite seiner Landschaft und die Großräumigkeit der „Hovestatt“ von Kindesbeinen an gewohnt ist.

Zwei Türme bis 1805

Die folgenden Jahrhunderte haben die Marienkirche im wesentlichen unangetastet gelassen. Der Einbau der Renaissanceorgel an die Nordwand des Mittelschiffes zwang dazu, das gekuppelte Fensterpaar im nördlichen Lichtgaden zuzumauern. Um die Wende zum 19. Jahrhundert wurden die Türme derart baufällig, daß sich die Mariengemeinde im Jahre 1805 veranlaßt sah, den nördlichen Turm abtragen zu lassen. Als dann sogar die Kirche auf Abbruch verkauft werden sollte und nur durch den Eingriff des Kronprinzen, des späteren Königs Friedrich Wilhelm IV., gerettet wurde, ging man daran, sämtliche Jochbogenfüße durch Eisenanker aneinanderzubinden und so ein weiteres seitliches Ausweichen zu verhindern. Die einst so mächtige Hansestadt, deren Bürger zeitweise die große und die kleine englische Krone als Pfand besessen haben, war zu einem bedeutungslosen Ackerbürgerstädtchen herabgesunken. Die Einwohner hatten nicht die Kraft, die Kirche, das Erbe ihrer Väter, durch eine umfassende Erneuerung der Nachwelt zu übermitteln.

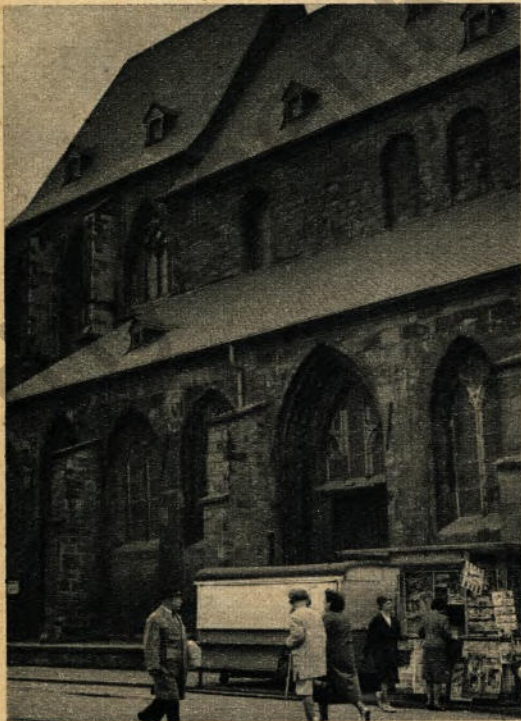
Zeugen vergangener Zeit sprechen zu uns

Die heutige, gewiß recht eindrucksvolle und die Dortmunder Innenstadt charakterisierende Baugruppe Reinoldi-St. Marien ist eine „Schöpfung“ des 19. Jahrhunderts. Viele ältere Dortmunder Pfahlbürger erinnern sich noch, daß zwischen den beiden Kirchen ehemals eine schmale Häuserzeile herlief, die die Bauwerke architektonisch voneinander trennte und jedem seinen eigenen Rahmen gab. Diese Bebauung ist im „Stadtbauplan für Dortmund und Umgebung“, 1857/58 bearbeitet von dem Baumeister Brandhoff, noch eingetragen.

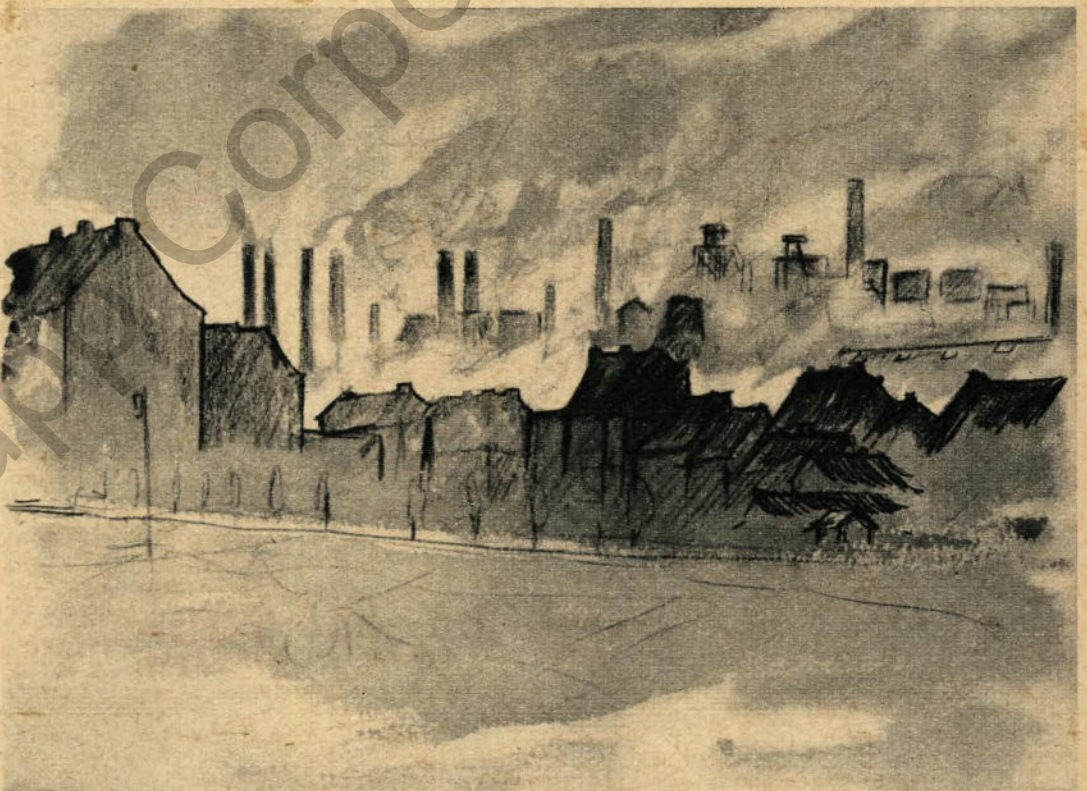
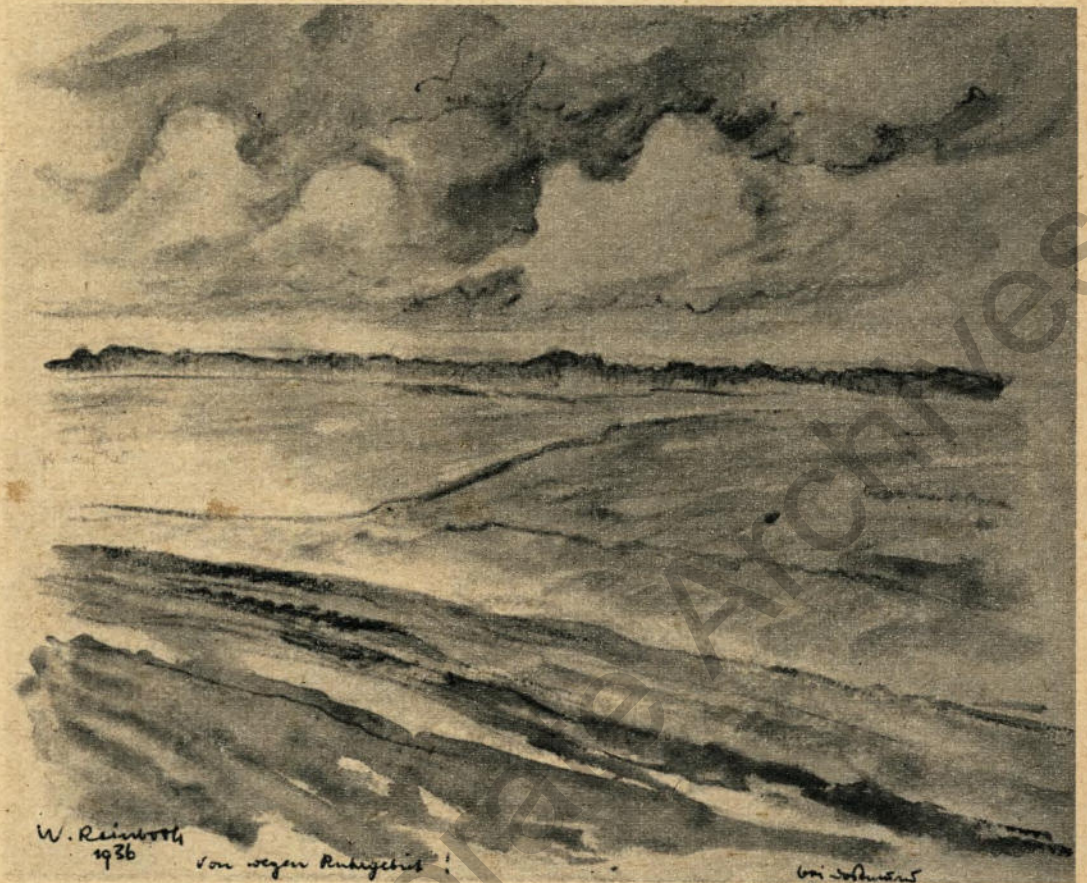
Die Beseitigung der Häuserzunge zwischen den Kirchen mag verkehrstechnisch notwendig gewesen sein: Sie entsprach dem damals herrschenden „Freilegungswahn“ und bedeutet gewiß keinen Gewinn für die Wirkung des einzelnen Baudenkmals, weil ihnen beiden nunmehr das räumliche Eigenleben und die unaufdringliche Maßstäblichkeit fehlen, die vordem die umliegenden niedrigen und kleinfenstrig-vielgeschossigen Häuschen des Mittelalters geboten hatten.

Aber als Zeugen vergangener Jahrhunderte reden beide Kirchen uns auch heute noch an, eindringlich-ernst, als wollten sie, die einzigen Überlebenden, an die Vergänglichkeit allen weltlichen Tuns erinnern.

▼ Im 19. Jahrhundert sollte die Marienkirche, die damals wie heute aus dem Stadtbild nicht fortzudenken ist, sogar auf Abbruch verkauft werden – eine Haltung, die heute wohl kein Dortmunder Bürger begreifen würde



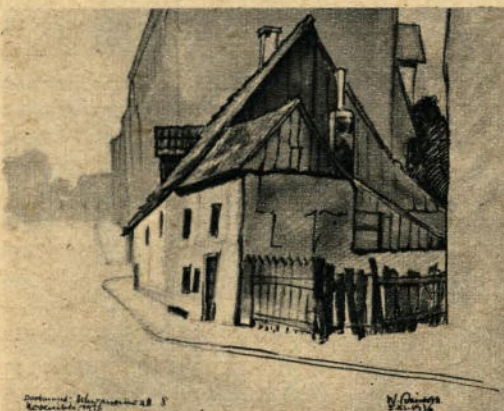
Am
mim
Dortmunder
Skizzen
buch



Walter Reinboth gehört zu den vielen Freunden unseres Hauses, die regelmäßig WERK UND WIR beziehen. Er ist Prokurist eines im Harz gelegenen Unternehmens der Gipsindustrie und denkt – wenn er unsere Werkzeitung durchblättert – immer wieder gern an die Zeit zurück, als er selbst in Dortmund lebte – es war im Jahr 1936 – und auf dem Gerüst das Stukkateurgewerbe erlernte...

In seiner Freizeit aber war Walter Reinboth meist mit dem Skizzenblock unterwegs. Es gab so viel, was ihn an Dortmund reizte: die Silhouette der Industrie, die immer wieder unvermutet über den Häuserreihen aufstieg, das Bild der Innenstadt mit St. Reinoldi, der seltsam-rührende Anblick eines uralten kleinen Häuschens am Schwanenwall oder die Weite und Schönheit des Landes vor den Toren der Stadt.

Er zeichnete, legte die Blätter zu vielen anderen und vergaß sie, bis ihn – 26 Jahre später – WERK UND WIR wieder an Dortmund erinnerte. Da suchte er die alten Zeichnungen heraus und schickte sie uns zu, um allen, denen Dortmund Heimat ist, mit diesem Blick in die Vergangenheit eine kleine Freude zu bereiten.





Wir malen und zeichnen

Malen und Zeichnen kann man als Hobby dem, der es nie mit dem Malen und Zeichnen versucht hat, weder empfehlen noch erklären. Jedes Wort bliebe als graue Theorie im Vorzimmer des Verstandes hängen, bliebe im Kern unverstanden. Man könnte einem Menschen höchstens sagen: Du, probier es doch mal mit dem Malen und Zeichnen, da steckt eine tolle Sache dahinter! Probiert der es dann wirklich einmal, dann hat man es dem Zufall zu überlassen, ob der Funke überspringt oder nicht. Es gibt nicht den geringsten Zweifel darüber, daß dieses Hobby des Malens und Zeichnens dem Hobby des Fotografierens so überlegen ist wie etwa das Dinieren dem Daumenlutschen, das Wandern dem Autofahren, das Bücherlesen dem Fernsehen, das Schachspielen dem Mensch-ärgere-dich-nicht-Spielen. Man hat es mit einem höheren Range von Hobby zu tun: Man schlägt da nicht nur die Zeit tot, man beschäftigt sich nicht nur auf amüsante Weise, man nimmt nicht nur etwas hin, sondern man gibt aus; während man zeichnend glaubt, ein Stück Wirklichkeit abzubilden, schöpft man bereits aus dem eigenen Inneren, man stellt sich eine eigene Welt her, man betritt das Reich des Schöpferischen, das einzige Reich in dieser unserer Menschenwelt, in dem jede Qual der Mühe und der Geduld stets überreich belohnt wird.

Der erste Schritt ist schwer

Wer dieses Hobby des Malens und Zeichnens betreibt, der muß freilich – wie bei kaum einem anderen Hobby sonst – fähig sein, gegen den allgemeinen Strom zu schwimmen, der muß sogar ein Individualist höchsten Grades, ja der muß sogar eine Art von Querkopf sein. Denn wie sonst brächte er es fertig, sich dort mit Bleistift, Pinsel und Palette stundenlang aufzustellen, wo hundert Jedermanns ihre „Motive“ mittels dekorativ umgehängter Kamera in Bruchteilen von Sekunden zu knipsen belieben, dabei „haargenau richtig“ und sogar in Farben... Sie sehen, verehrter WERK UND WIR-Leser, leicht ist der Zugang zu diesem Hobby nicht. Dabei hat diese Schwierigkeit gar nicht so viel mit dem Ausmaß der Begabung zu tun. Auch der kräftig talentierte Mensch wird seine liebe Not haben mit dem ersten Strich auf dem weißen Papier und dem ersten Farbklecks, solange er nicht sofort und gründlich die hehren Vorbilder vergißt, die Bilder der großen Maler dieser Erde, die hinreißenden und erhebenden Bildnisse der Menzel, Corot, Renoir, Rembrandt, Dürer, van Gogh – und wie sie alle heißen, deren Drucke über unserem Bett oder im Wandkalender in der Küche hängen.

Am leichtesten wird der Zugang wohl dem, der in der Schule das Glück hatte, einem verständnisvollen, wenn nicht gar einem passionierten Zeichenlehrer zu begegnen: In diesem Falle kann der berühmte Funke leichter und schneller überspringen, der Funke, meine ich, der das Kunstverständnis wie mit einem einzigen Schlage aufschließt und der schon in der ersten Sekunde das unvergleichliche Glück des reinen Kunst-Genusses und damit eine wunderbar heillose Begeisterung schenkt. Das alles würde ich dann als jene „tolle Sache“ begreifen, von der ich oben profanerweise schon sprach.

So fand ich den Weg

Ich selbst, dem einst kein verständnisvoller Zeichenlehrer in den Sattel dieses herrlichen Steckpferdes verhalf und dessen Begabung nicht allzu gering, aber sicherlich auch begrenzt ist, ich bin auf die abenteuerlichste Weise zum Malen und Zeichnen gekommen, und abenteuerlich ist alles gewesen, was mir später mit dem Malen und Zeichnen passierte. Hören Sie nur zu:

Ich hatte, kaum 16 Jahre alt und auf der Hoftheatergalerie zum perfekten Wagnerianer, unter der Leselampe aber zum radikalen Hamsun-Jünger geworden, eines Sonntagmorgens die Münchner „Juryfreien“ besucht. Das heißt also, eine Gemäldeausstellung jener Künstlergruppe, die nach dem ersten Weltkrieg sogenannte „moderne Kunst“ zeigte, kühn abstrahierende Bilder, wie man sie nicht gewohnt war. Das war nicht nur frischer Wind, das war damals Sturm im Lande der Künstler, und nicht nur in München war es so. Kurz und gut, diese „Juryfreien“ gaben sich mir, dem von akademischen Zwangsbahnen befreiten und somit reichlich ungehemmten Sechzehnjährigen, als echte Revolutionäre zu erkennen, und je mehr man sie frech, dreist und verrückt schalt, desto besser gefielen sie mir.

Ich fand das Spiel verwegen, das diese Maler damals mit der platten Wirklichkeit betrieben,



◀ Bei unserem Steckpferdturnier 1958 hat Pensionär Hans Koehn, der auch bei unserem dritten Wettbewerb im Oktober wieder dabei sein wird, den ersten Preis auf dem Gebiet der Malerei gewonnen. Sein preisgekröntes Bild hängt inzwischen in Recklinghausen in einer Dauerausstellung arbeitender Maler



1

und es muß wohl so gewesen sein, daß ich an jenem Sonntagmorgen das goldene Tor vom Kitsch zur Kunst durchschritt, denn seitdem sah ich die Bilder anders als vorher, seitdem entwickelte sich in mir Kristall um Kristall das, was man Kunstverstand nennt, und was bei mir auch immer gleich ist mit Kunstliebe und Kunstbegeisterung. Kurz und gut, ich kam von jener Ausstellung als glühender Kunstfreund heim, und da ich ausreichend naiv bin und stets ungehemmt zu Taten dränge, da mir wohl auch von Baby-Zeiten her ein affenartiger Trieb zum Nachahmen anhängt, so schaffte ich mir in Eile Farben und Papier herbei, setzte mich in der Küche vor meine Mutter und malte sie. Ich zeichnete sie nicht, wie es vernünftig gewesen wäre, nein, ich malte sie natürlich gleich, malte sie in glühenden, rauschenden Farben, genauso wie ich es bei den „Juryfreien“ gesehen hatte. Das Tollste war aber nun, daß dieses mein erstes Bild und mein erstes Porträt auf verblüffende Weise ähnlich geriet. Das war schlimm, denn es hob mein Selbstgefühl in gefährliche Regionen, und ich malte gleich Wochen und Monate weiter, malte jeden, der mir vor den Pinsel kam, die vielen Brüder, die Schwester, ältere und geduldige Nachbarn und natürlich junge angebetete Mädchen. Es blieb bei den rauschenden Farben, van Gogh hätte sie nicht glühender wählen können, es blieb bei der stets frappierenden Ähnlichkeit, aber ob das Kunst war, bezweifle ich – heute. Das mit den rauschenden Farben konnte nicht ganz stimmen, und schon damals erhob sich in Freundeskreisen lästerliche Kritik, wenn man die grünen Ohren, die violetten Schatten und die im kräftigsten Ocker erglühenden Nasen auf meinen Gemälden betrachtete. Aber mir selbst erschien alles vollkommen richtig und gelungen, wenigstens solange, bis ich 15 Jahre später beim Militär schwarz auf weiß bescheinigt erhielt, daß ich hoffnungslos farbenblind bin.

Das traf mich zunächst wie ein Peitschenschlag, dann aber, als ich plötzlich begriff, warum ich in den Jahren der schokoladebraunen Modehüte stets grüne Hüte getragen hatte und

weshalb ich hartnäckig rote Krawatten liebte und rotes Frauenhaar pries, da ging mir ein lustiges Licht auf, und ich verzieh mir meine Krüppelhaftigkeit und alle meine rauschenden Gemäldefarben.

Begegnung mit der Kunst

In der Tat hatte mich jener schöpferische Rausch des Malens und Zeichnens über Jahre hin überwältigt. Natürlich schärfte sich dadurch und auch daneben mein kritischer Kunstverstand. Ich blieb zwar weiterhin leidenschaftlich in meiner Kunstkritik, wurde aber genauer und überzeugender im Urteil. Was einst nur Namen waren an meinem Kunsthimmel – van Gogh, Degas, Cézanne, Renoir, Morisot, Gauguin, dann die Liebermann, Corinth, Slevogt, dann die Dérain, Nolde, Matisse, Vlaminck etwa – das alles stieg nun vor meinem Geiste in den unverkennbaren Signaturen ihrer Bilder auf. Ich gewann einen Standpunkt im ewig rollenden Meere der Kunst und ließ mich nicht mehr von jeder neuen Meinung umschmeißen.

Gewiß, ich habe jenes Hobby eines Tages schnöde aufgegeben, unterlag feige einer wachsenden Selbstkritik, aber bereut habe ich jene Maljahre keine Stunde, ja es überwallt mich noch heute mit heißer Freude, wenn ich daran denke, daß es mir vielleicht wie dem ehrwürdigen Churchill im Alter beschieden sein wird, noch einmal nach meinem Geschmack zu malen: wieder daheim im stillen Zimmer oder draußen in der Landschaft zu hocken und den großen Zweikampf mit der Wirklichkeit aufzunehmen.

Wie sich leicht denken läßt, war mein schmaler Verstand wenig an jenen Abenteuern beteiligt, immerhin begriff er eines Tages doch den gewaltigen Vorteil, den mir das Malen und Zeichnen eingebracht hatte: Ich hatte, als genialischer Dilettant, malend und zeichnend gelernt, scharf zu sehen, scharf zu beobachten, alle meine Aufmerksamkeit auf einen Punkt zu richten, mich im Beobachten aufs höchste zu konzentrieren. Ich hatte, indem ich hingegeben malte und zeichnete, den mein ganzes weitere



2

1 Johann Adamczyk, technischer Angestellter der Westfalenhütte, wurde 1958 vom Preisgericht lobend erwähnt. Er ist in den vergangenen vier Jahren seiner Liebhaberei treu geblieben und wird einige seiner Bilder auf unserer Ausstellung im Oktober zeigen

2 Von der Ölmalerei wechselte Franz Klekawka, Schlosser bei der Westfalenhütte, zum Zeichnen humorvoller Bildgeschichten. Wer ihm über die Schulter sieht, möchte wetten, daß er bei unserem diesjährigen Wettbewerb einen Preis einheimsen wird

Leben entscheidenden Vorteil gewonnen, über meine gespannte Aufmerksamkeit bis zum Kern einer Sache vorzustoßen, bis zur leidenschaftlichen Anteilnahme, bis zum klaren Begriff. Und da man keine Fähigkeit, die man im Leben einmal erworben hat, wieder zur Unfähigkeit zurückschrauben kann, so ist mir jener Vorteil zu einem wahren Lebenselement geraten, mit einem Wort: Ich bin durchs Malen sogar klüger geworden.

Vor allem: sehen lernen

Ob ich heute jemanden zeichne oder auch nur anschau, sofort sammelt sich in mir alle Aufmerksamkeit zur scharfen Waffe, um das, was die Augen sehen, in seinem Wesen bis auf den Grund zu erkennen. Seitdem ich gemalt habe, weiß ich besser als jeder Nichtmaler, wie ein Krug aussieht und warum wir ihn schön nennen, denn ich bin seinen Konturen nachgegangen. Weiß ich besser, warum die Fassade des Holl'schen Renaissance-Rathauses in Augsburg oder das romanische Gefüge der Kirche von Maria Laach in der Eifel „schön“ ist, denn ich habe sie gezeichnet und bin ihren edlen Abmessungen Gesimse um Gesimse und Bogen um Bogen nachgefahen, bis mir die vollkommene Harmonie dieser Architektur auf überwältigende Weise deutlich geworden war.

Ich weiß besser als jeder Nichtmaler, weshalb eine neapelgelbe Sonnenscheibe über einer Halde tiefblauen Meerwassers einen erregenden Reiz ausübt, und ich weiß vor allem besser, was in einem Menschengesicht geschrieben steht: denn ich mußte alles mit größter Auf-

merksamkeit durchforschen, ehe ich es in Strichen, Linien und Farbflecken wiedergab. Das schönste Ergebnis meiner jugendlichen Malerei aber war die Tatsache, daß ich im Antlitz meiner Mutter lesen gelernt habe, daß ich genau begriffen habe, in welchen Falten und Schatten ihre tausend Sorgen sich verbargen, aus welchen Fältchen und Grübchen ihr nie versiegender stiller Humor kam, in welcher kühnen Schwingung von Kinn und Nase sich ihr beharrlicher, ja strenger Wille zur Pflicht aussprach, und in welchem Felde weicher Linien ihre versteckte tiefe Güte.

Quelle für Auge und Geist

Dies, verehrte WERK UND WIR-Leser, ist aber nur eines von tausend Beispielen, die verraten können, wohin einen das gute Hobby des Malens und Zeichnens zu entführen vermag. Mir hat das Malen und Zeichnen das Auge und durch das Auge wieder den Geist geschärft, hat Auge und Geist bis zu hellseherischer Kraft geübt, so daß ich heute in Gesichtern lese wie in aufgeschlagenen Büchern. Da macht es mir natürlich doppelte Freude zu sehen, wie meine Kinder zum Malen und Zeichnen kommen. Ich habe bereits mit großer Rührung beobachtet, daß jedes meiner Kinder, sobald es den Pinsel zu halten vermag, zu malen beginnt und daß es dabei – Sie werden es nicht für möglich halten! – verwegener abstrahiert als jene revolutionären Münchner „Juryfreien“ von dazumal, denen ich zum „Opfer“ fiel.

Freilich, nicht nur meine Kinder, ALLE Kinder abstrahieren dergestalt, verkürzen, vereinfachen das Sichtbare und machen aus fünf Strichen ein Haus. Sie fangen gleich mit dem wichtigsten Kunstmittel an, das die Malerei kennt und auf dem aller Erfolg basiert: Sie lassen alles Nebensächliche weg, sie suchen nach der Grundform! Nirgends haben sie gelesen (sie können ja alle noch gar nicht lesen), daß „Zeichnen die Kunst des Weglassens“ ist, aber sie wissen es bereits und beschämen mit

diesem ahnungsvollen Vorwissen recht viele Zeichen- und Malamateure, die, erst als Erwachsene beginnend, sich jenes ahnungsvollen Vorwissens einfach nicht mehr entsinnen.

Aber in dieser Kunst des Weglassens, des Zurückführens auf eine Grundformel, auf das Wesentliche, auf das Charakteristische, liegt in der Tat das ganze Geheimnis und der ganze Reiz unseres Hobbys. Man kann eine schöne Renaissancefassade haargenau abzeichnen und weiß dann, wie viele Gesimse und Fensteröffnungen und wieviel Arten von Giebeln und Pilastern sie hat – man kann dieselbe Fassade aber auch durch die Kunst des Weglassens auf die herrliche Grundidee aller Renaissancebauten, auf die allmächtige Horizontale aller Linien und damit auf diesen Protest gegen die allmächtige Vertikale der vorangegangenen Gotik reduzieren.

Das Erfühlen im Nachbilden

Dies ist ein einfaches Beispiel. Aber mit einem Stück geliebter Landschaft kann es einem ebenso ergehen: Oft sagen einige kühne Farbflecke mehr aus als eine fleißige und naturgetreue Nachzeichnung. Natürlich, auch dies ist ein Grundgesetz alles Malens und Zeichnens: ZUERST muß jede Einzelheit gesehen und mit allen Nuancen zeichnend beherrscht werden, ehe man das Ganze zu abstrahieren, das heißt zu vereinfachen und durch das Vereinfachen zu verdeutlichen beginnt. Auch die Schüler unserer Akademien müssen im Zeitalter der „gegenstandslosen“ Malerei immer noch einzelne Gegenstände genau abzuzeichnen fähig sein, weil sie anders nicht in die Geheimnisse der Form einzudringen vermögen.

▼ Auch Paul Nitzke, technischer Angestellter der Westfalenhütte, nutzt nach wie vor jede freie Stunde zum Malen. Unser Foto hat er selbst – mit dem Selbstauslöser – aufgenommen; es zeigt ihn mit seinem Bild „Waldkapelle“, für das er 1958 lobend hervorgehoben wurde



Denn Erklären hilft da gar nichts, helfen tut nur das eigene Tun, das eigene Nachbilden, das Erfühlen im Nachbilden. Es gibt in der ganzen Kunst kein „ungefähr“, so wenig wie es beim disziplinierten Zeichner einen Radiergummi gibt.

Natürlich, um dies nicht zu vergessen, gibt es in München und Düsseldorf und Hintertupfing so manchen genialischen „Schwabinger“, der sofort mit der sogenannten „Moderne“, eben mit der gegenstandslosen, radikal abstrahierenden, oft aber auch nur impulsiv phantasierenden Effektmalerei beginnt, aber das ist meist ein Hochstapler, ein Angeber, der sein manieristisches Treiben eines Tages mit bitterer Ernüchterung zu bezahlen hat.

Die Kamera ist kein Gegner

Unser Hobby ist, wie schon angedeutet, durch die Erfindung der Fotokamera etwas in seinem Ansehen herabgekommen. Aber dies hat an seinem Wert nichts verändert. Früher sind die Alpen- und Italienreisenden mit Stift, Pinsel und Block ausgezogen und haben meist ein bezauberndes, weil überzeugend anschauliches, mit der eigenen Hand gezeichnetes oder gemaltes Reisetagebuch mit heimgebracht, während die Millionen Italienreisenden von heute den fotografierten Postkartenkitsch kaufen oder Millionen geknipste Erinnerungsbildchen heimschleppen.

Aber das alles darf ein Mann unseres Hobbys überhaupt nicht zur Kenntnis nehmen! Ihn muß nichts anderes reizen als das, was die Dichter reizt, wenn sie versuchen, „der grausamen Kelter des Menschenlebens den Wein der Ewigkeit abzugewinnen“. Ihn muß nichts anderes reizen, als die geschaute Wirklichkeit, der der Fotograf mit der Ohnmacht seiner Mechanik gegenübersteht, umzusetzen, das Unwesentliche wegzulassen und das Wesentliche herauszuarbeiten, bis sein Bild nur noch Idee ist: eine einzige Idee. Jeder sieht schließlich den Markusplatz in Venedig anders: Der eine sieht in ihm eine hinreißend farbige Theaterkulisse, der andere einen schwirrenden Taubenschlag voll gaffender Menschen, der dritte die romantische Idealszene für ein verliebtes Menschenpaar. Dies sind drei Anschauungen, gemalt müssen sie drei grundverschiedene Bilder ergeben.

Lasse sich niemand, der an das Malen und Zeichnen als HOBBY denkt, durch meine vorangehenden Ausführungen abschrecken! Auch wenn man ein Hobby ernst nimmt, so bleibt es doch ein Spiel. Ein Spiel mit unseren versteckten Fähigkeiten, ein Spiel mit tausend Glückchancen. Dennoch ist unser Hobby alles andere als nur eine „hübsche“ Freizeitbeschäftigung. Im übrigen: Zeichnen lernt man nur vom Zeichnen, Malen nur vom Malen: Also kommt man bei unserem Hobby nur durch Übung vom Fleck. Aber man kann sich neben der fortgesetzten Übung aller Hilfen versichern, die es gibt: Man besuche vielleicht nebenbei einen guten Abendkurs fürs Zeichnen, man besorge sich eine gute Anleitung in Buchform, man versäume keine interessante Kunstausstellung. Man muß, wenn man dieses Hobby ernst nimmt, in den einschlägigen Interessen sitzen wie eine Spinne in ihrem Netz. Dann entdeckt sich ein Talent wie von selbst, dann bleibt der Erfolg nicht aus.

► Ein Neuling im Beruf und bei unserem Steckenpferdwettbewerben, aber nicht in der Malerei, ist Helmuth Schroeder, Lehrling bei der Maschinenfabrik Deutschland, dem wir schon jetzt wie allen anderen Teilnehmern beim Hoesch-Steckenpferdturnier 1962 viel Glück wünschen!



50 Hoesch AG Westfalenhütte

3. 9. 1962 Gustav Rist, Maschinist

Maschinenfabrik Deutschland AG

16. 9. 1962 Karl Hagedorn, Vorarbeiter

40 Hoesch AG Bergbau

1. 7. 1962 August Günther, Meister
Schachanlage Fritz

1. 8. 1962 August Kricks, Fahrhauer
Schachanlage Emil

5. 9. 1962 Friedrich Kallweit, Fahrhauer
Schachanlage Fürst Leopold-Baldur

5. 9. 1962 Julian Malinowski, Maschinist
Kokerei Emil

7. 9. 1962 Johann Kemper, Fördermaschinist
Schachanlage Kaiserstuhl

8. 9. 1962 Theodor Dreikhausen, Reviersteiger
Schachanlage Emil

12. 9. 1962 Theodor Bach, Hauer
Schachanlage Fritz

15. 9. 1962 Josef Porada, Hauer
Schachanlage Fritz

16. 9. 1962 Gerhard Graß, Kesselheizer
Schachanlage Emil

22. 9. 1962 Ernst Burgardt, Bürovorsteher
Verwaltung

24. 9. 1962 Albert Hoffmann, Zimmerhauer
Schachanlage Fürst Leopold-Baldur

25. 9. 1962 Karl Engelen, Hauer
Schachanlage Fürst Leopold-Baldur

26. 9. 1962 Fritz Radatz, Hauer
Schachanlage Emil

27. 9. 1962 Heinrich Schneider, Hauer
Schachanlage Radbod

28. 9. 1962 Jakob Czaja, Elektrohauer
Schachanlage Emil

Hoesch AG Westfalenhütte

18. 7. 1962 Franz Meisner, Drahtzieher

6. 8. 1962 Emil Schneider, Oberkontrolleur

1. 9. 1962 Ewald Stein, Bürovorsteher

3. 9. 1962 Bruno Nass, Kranführer

3. 9. 1962 Wilhelm Schmidt, Schlosser

6. 9. 1962 Helmut Lehmann, Polier

6. 9. 1962 Hubert Winter, Schlosser

13. 9. 1962 Roland Bühren, Kranführer

14. 9. 1962 Wilhelm Pilgrim, Kranführer

15. 9. 1962 Rudolf Heinrichs, Walzenschleifer

19. 9. 1962 Franz Leczkowski, Maschinist

22. 9. 1962 Anton Schlegel, Normalspur-Lokführ.

23. 9. 1962 August Szubyn, Maschinist

25. 9. 1962 Josef Schmidt, Bürovorsteher

26. 9. 1962 Hermann Unterbrink, Maschinist

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

21. 9. 1962 Josef Kahler, Elektriker

22. 9. 1962 Heinrich Bornemann, Kontrolleur

23. 9. 1962 Walter Lips, Walzmeister

Hoesch Hammerwerk Ruegenberg GmbH

2. 9. 1962 Willi Siepmann, Vorarbeiter

25 Hoesch AG Bergbau

1. 7. 1962 Eduard Eising, Lehrhauer
Schachanlage Fritz

1. 8. 1962 Walter Czarnietzki, Fahrhauer
Schachanlage Fritz

1. 9. 1962 Max Bach, Hauer
Schachanlage Kaiserstuhl

1. 9. 1962 Adolf Charwat, Hauer
Schachanlage Radbod

1. 9. 1962 Johann Dühorn, Hauer
Schachanlage Radbod

1. 9. 1962 Friedrich Fecke, Hauer
Schachanlage Radbod

1. 9. 1962 Adam Freigang, Zimmerhauer
Schachanlage Radbod

1. 9. 1962 Josef Hohenlöchter, Hauer
Schachanlage Radbod

1. 9. 1962 Wilhelm Meiritz, Hauer
Schachanlage Kaiserstuhl

1. 9. 1962 Wilhelm Ringsdorf, Hauer
Schachanlage Radbod

1. 9. 1962 Johann Teske, Hauer
Schachanlage Emil

1. 9. 1962 Bruno Tutschke, Handlungsbevoll-
mächtigter
Verwaltung

1. 9. 1962 Wilhelm Vetter, Hauer
Schachanlage Radbod

1. 9. 1962 Heinrich Waldeck, Lokführer
Schachanlage Radbod

2. 9. 1962 Johann Firla, Anschläger
Schachanlage Radbod

2. 9. 1962 Anton Majewski, Lehrhauer
Schachanlage Kaiserstuhl

2. 9. 1962 Otto Meier, Fahrhauer
Schachanlage Kaiserstuhl

3. 9. 1962 Franz Batzel, Hauer
Schachanlage Radbod

3. 9. 1962 Herbert Niehage, kfm. Angestellter
Schachanlage Kaiserstuhl

3. 9. 1962 Gerhard Reichelt, Hauer
Schachanlage Radbod

3. 9. 1962 Ewald Uhle, Zimmerhauer
Schachanlage Radbod

4. 9. 1962 Heinz Schmidt, Lehrhauer
Schachanlage Radbod

4. 9. 1962 Johann Zegla, Schreiner
Schachanlage Kaiserstuhl

6. 9. 1962 Helmut Grandt, Schießmeister
Schachanlage Kaiserstuhl

6. 9. 1962 Johann Schetter, Hauer
Schachanlage Fürst Leopold-Baldur

6. 9. 1962 Josef Wilmer, Hauer
Schachanlage Radbod

7. 9. 1962 Hermann Holtmann, Hauer
Schachanlage Radbod

7. 9. 1962 Richard Kimmit, Hauer
Schachanlage Radbod

7. 9. 1962 Bernhard Schulte-Zurhausen,
Fördermaschinist
Schachanlage Fritz

8. 9. 1962 Georg Bilon, Maschinenhauer
Schachanlage Wilhelmine Victoria

8. 9. 1962 Hugo Tews, Hauer
Schachanlage Emil

10. 9. 1962 Paul Böker, Lehrhauer
Schachanlage Kaiserstuhl

11. 9. 1962 Heinrich Stein, Hauer
Schachanlage Radbod

13. 9. 1962 Willi Focke, Lokführer
Schachanlage Kaiserstuhl

13. 9. 1962 Alfred Heubel, Schießmeister
Schachanlage Kaiserstuhl

13. 9. 1962 Robert Hissmann, Destillateur
Schachanlage Radbod

13. 9. 1962 Willi Stoffer, Schießmeister
Schachanlage Radbod

14. 9. 1962 Friedrich Blecke, Maschinist
Schachanlage Radbod

15. 9. 1962 Franz Franke, Schreiner
Schachanlage Radbod

15. 9. 1962 Eduard Gallwitz, Hauer
Schachanlage Radbod

15. 9. 1962 Rudolf Horak, Maschinist
Schachanlage Radbod

18. 9. 1962 Heinz Helbert, Hauer
Schachanlage Radbod

18. 9. 1962 Johann Krill, Hauer
Schachanlage Emil

18. 9. 1962 Gustav Reuter, Klempner
Schachanlage Radbod

21. 9. 1962 Hermann Koch, Schmied
Schachanlage Kaiserstuhl

22. 9. 1962 Bernhard Schütte, Dreher
Schachanlage Kaiserstuhl

23. 9. 1962 Wilhelm Lenninger, Schreiner
Schachanlage Radbod

24. 9. 1962 Josef Soggeberg, Hauer
Schachanlage Fürst Leopold-Baldur

26. 9. 1962 Eduard Klopp, Schmied
Schachanlage Radbod

28. 9. 1962 Otto Krebs, Hauer
Schachanlage Fritz

30. 9. 1962 Eduard Emmerling, Lehrhauer
Schachanlage Kaiserstuhl

30. 9. 1962 Wilhelm Künsken, Zimmerhauer
Schachanlage Fürst Leopold-Baldur

Hoesch AG Westfalenhütte

1. 9. 1962 Ewald Henkel, kfm. Angestellter

2. 9. 1962 Gustav Gähner, Hüttenarbeiter

2. 9. 1962 Wilhelm Schramm, Schlosser

13. 9. 1962 Heinrich Holtermann, Fahrer

13. 9. 1962 Albert Mathias, Arbeitsvorbereiter

14. 9. 1962 Alexander Domachowski,
Sachbearbeiter

14. 9. 1962 Oskar Harzke, Hüttenarbeiter

15. 9. 1962 Willi Brockmeier, Probenzurichter

17. 9. 1962 Hans Hartmann, kfm. Angestellter

22. 9. 1962 Paul Huster, Meister

29. 9. 1962 Wilhelm Euchler, Betriebsassistent

30. 9. 1962 Max Gütschow, Oberschmelzer

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

2. 9. 1962 Gustav Gotthardt, Kolonnenführer

9. 9. 1962 Helmut Dornseif, Federnarbeiter

9. 9. 1962 Siegfried Ungerböck, Vorarbeiter

17. 9. 1962 Erich Fisseler, Kraftfahrer

Hoesch AG Rohrwerke

21. 9. 1962 Karl Schäfer, Vorarbeiter

Schmiedag AG

1. 9. 1962 Hans Stratenberg, Betriebschef
Werk Lange

1. 9. 1962 Franz Zimmert, Fräser
Werk Grüntal

28. 9. 1962 Theodor Düllmann, Schmied
Werk Grüntal

Maschinenfabrik Deutschland AG

6. 9. 1962 Josef Arbeiter, Schlosser

Trierer Walzwerke AG

9. 9. 1962 Johann Mehling, Pförtner
Werk Trier

Hoesch Eisenhandel mbH

1. 9. 1962 Alfred Krause, Geschäftsstellenleiter

24. 9. 1962 Luise Hübner, kfm. Angestellte

DRUCKSACHE

An die

HOESCH AG

SCHRIFTLEITUNG WERK UND WIR

DORTMUND

Eberhardstraße 12

Sind Sie dabei . . .

. . . bei unserem Hoesch-Steckenpferdturnier 1962?

Im Oktober ist es wieder soweit! Das dritte Hoesch-Steckenpferdturnier steht vor der Tür. Wir rufen unsere Belegschaftsmitglieder in allen unseren Werken und Gesellschaften zur Teilnahme auf. Niemand soll sein Licht unter den Scheffel stellen. Darum unsere Bitte: Jeder, der ein Steckenpferd reitet, möge mitmachen! Füllen Sie bitte die Karte aus, auf der Sie uns Ihren Namen, das Werk, bei dem Sie tätig sind, und das Steckenpferd, mit dem Sie sich an unserer Ausstellung beteiligen wollen, mitteilen.

Wir hoffen, auch Sie sind dabei! Wir erwarten auch Ihre Nachricht!

Ich beabsichtige, am diesjährigen Hoesch-Steckenpferdturnier teilzunehmen

_____, den _____

Name	Vorname
Ort	Straße
Ich bin Werkangehöriger der	
Mein Steckenpferd ist:	

Sind Sie dabei . . .

. . . bei unserem Hoesch-Steckenpferdturnier 1962?

Im Oktober ist es wieder soweit! Das dritte Hoesch-Steckenpferdturnier steht vor der Tür. Wir rufen unsere Belegschaftsmitglieder in allen unseren Werken und Gesellschaften zur Teilnahme auf. Niemand soll sein Licht unter den Scheffel stellen. Darum unsere Bitte: Jeder, der ein Steckenpferd reitet, möge mitmachen! Füllen Sie bitte die Karte aus, auf der Sie uns Ihren Namen, das Werk, bei dem Sie tätig sind, und das Steckenpferd, mit dem Sie sich an unserer Ausstellung beteiligen wollen, mitteilen.

Wir hoffen, auch Sie sind dabei! Wir erwarten auch Ihre Nachricht!

WERK und WIR

Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter der Hoesch Aktiengesellschaft. Herausgeber: Hoesch Aktiengesellschaft, Dortmund.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft: Dr. jur. Harald Koch. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Gröting. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822294/0822123. Grafische Gestaltung: Harry Esser, Dortmund. Titel- und Rückseite: Erich Kreuzner, Dortmund. Druck: DuMont Presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe BERGBAU, Seiten [97] bis [108]: Willi Laser. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Gröting. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822294/0822123. Druck: DuMont Presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe WESTFALENHÜTTE, Seiten [257] bis [288]: Walter Hölkeskamp. Redaktion: Johannes Hoischen. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822123/0822294. Druck: Westfalendruck, Dortmund.

Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quellenangabe und zwei Belegexemplare gestattet, ausgenommen die im Inhaltsverzeichnis mit ☒ gezeichneten Berichte und die Beiträge auf dem Werkdruckblatt. WERK UND WIR erscheint monatlich und wird kostenlos an alle Belegschaftsmitglieder abgegeben.

Bildnachweis: Farbinnenseiten: Irmgard Steinfurth und Gisela Kampmann, Dortmund. Schwarz-Weiß-Aufnahmen: Hering, Kampmann, Kreuzner, Korte, Steinfurth, alle Dortmund; dpa; Conti-Press, KNA-Bild, Laenderpress, Süddeutscher Verlag, Stadtarchiv Dortmund und Werks- und Privataufnahmen. Zeichnungen: Ulrik Schramm, Feldafing/Obb.



Foto-Wettbewerb

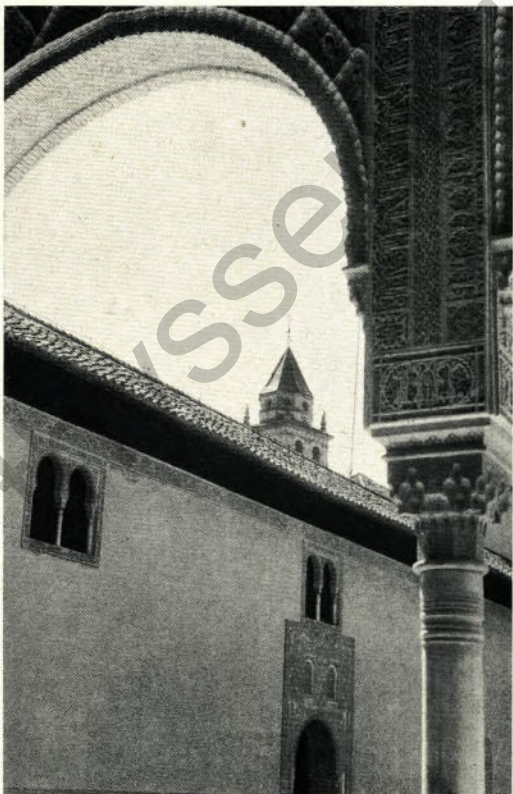
- ① Helmut Schneider
Hoesch AG Westfalenhütte
- ② Manfred Oshowski
Dortmunder Plastik GmbH
- ③ Toni Weller
Hoesch AG Westfalenhütte
- ④ Horst Kalitzky
Hoesch AG Westfalenhütte
- ⑤ Karl Bornemann
Hoesch AG Westfalenhütte



①



②



③



④



⑤

PIRISCH BAMAG
Baujahr 1961
Tragfähigkeit
20 t

